# Eine Reise

um das

# Kap der guten Hoffnung

und

# zweijähriger Aufenthalt in Ostindien

von

Ludwig Winckel.

Als Manuscript gedruckt.

München.
Druck der F. S. Hübschmann'schen Buchdruckerei (E. Lintner).
1889.



# Eine Reise

um das

# Kap der guten Hoffnung

und

# zweijähriger Aufenthalt in Ostindien

von

**Ludwig Winckel.**

---

Als Manuscript gedruckt.





**München.**
Druck der F. S. Hübschmann'schen Buchdruckerei (E. Lintner).
1889.

Zum 28. November 1889.

# Mein theurer Vater!

Als ich vor nunmehr 29 Jahren die nachfolgenden Erlebnisse auf meiner Fahrt nach Calcutta unter dem Sausen des Sturmes und dem Rollen der Wogen, bei nordischer Kälte und tropischer Hitze täglich zu Papier brachte, hatte mein Herz keine Ahnung davon, daß dieselben Dir nochmals, aber in anderer Gestalt vor Augen treten sollten. Es war aufrichtige, kindliche Ergebenheit und Dankbarkeit, und das von Dir ererbte treue Pflichtgefühl, welche mich trieben, Dir rasch und möglichst bei jeder sich bietenden Gelegenheit Nachrichten von dem Sohn zu geben, um den Dein Vaterherz sich bangte.

Schwer war uns Beiden wohl der Abschied, schwer war Dir die Einwilligung, den jungen Sohn in weite Fernen ziehen zu lassen, dennoch gabst Du Deinen väterlichen Segen in dem festen Vertrauen, daß der Same, den Du gesäet, auch draußen nicht verloren gehen werde.

Sind auch die an die Fahrt in's Land der Mährchen und Wunder geknüpften Hoffnungen des Jünglings nicht in Erfüllung gegangen, so brachte er doch eins wieder mit, ein treues, kindliches Herz, das in dankbarer Liebe aufschaut zu seinem Erzeuger, und sich täglich ein neues Beispiel nimmt, an der unermüdlichen Thätigkeit des 80 jährigen Greises, der uns allen voranleuchtet in aufopfernder Liebe und Treue.

Nicht Sturm nicht Welle, nicht Sonne nicht Kälte erschweren mir diesmal das Schreiben; ich folge deßhalb auch gerne der Anregung Deines Erstgeborenen, der Dir zu Deinem achtzigsten Geburtstag eine Freude damit zu machen gedenkt, meinen damaligen Schilderungen die Erlebnisse der folgenden Jahre anzufügen, und benutze diese Gelegenheit Dir meine unwandelbare innige, kindliche Verehrung zu bezeugen.

Dein treuer Sohn

**Ludwig.**

# An Bord der Alwine.

Lieber Vater!

Meine beiden Briefe aus Hamburg und Cuxhafen wirst Du erhalten haben, hoffentlich im besten Wohlsein. Ich beginne daher gleich mit meinem Tagebuche, muß Dich aber vorher bitten, meine schlechte Schrift zu entschuldigen, da es bei dem steten Schwanken des Schiffes unmöglich ist, einen gesunden Buchstaben zu produziren.

Mittwoch den 20. Juni 1860.

Heute Nachmittag gegen zwei Uhr machte sich unser Schiff aus der Reihe der es umgebenden Schiffe los und trieb langsam bis an die Landebrücke der Hamburger Dampfboote, wo es von einem Remorqueur in's Schlepptau genommen wurde, um nach Glückstadt gebracht zu werden. Der Rheder, Herr Brauß, wollte uns mit seinen beiden Söhnen dahin begleiten. Das Wetter, anfangs trübe und regnerisch, klärte sich bald etwas auf, so daß ich mir die schönen Elbufer betrachten konnte. Während ich dastand kamen zwei Herren auf mich zu und stellten sich mir als Reisegefährten vor, der eine heißt Theodor Hermens, ist Holländer, der andere heißt Eckstein, ist Preuße von Geburt; ich muß gestehen, der erste Eindruck derselben auf mich war für sie kein günstiger. Später komme ich auf dieselben näher zurück. Gegen acht Uhr langten wir in Glückstadt an, wo wir vor Anker gingen, da wir bei westlichem Winde in der Nacht nicht weiter segeln konnten. Herr Brauß kehrte hier mit dem Remorqueur zurück. — Die Elbe ist bei Glückstadt schon zwei Meilen breit, so daß wir, in der Mitte liegend, die Ufer kaum sehen konnten. Der Abend war herrlich; ich hatte zum ersten Male Gelegenheit, den Sonnenuntergang im Meere bewundern zu können.

Donnerstag den 21. Juni.

Des schlechten conträren Windes halber sind wir genöthigt, bei Glückstadt zu bleiben. Wir vertreiben uns den Tag mit Whist, Domino und Schach. Ich fange an, mir mein Reich häuslich einzurichten. Der Wind wird gegen Abend ruhiger, was ein Zeichen zum Umschlagen ist. Das Wetter war heute veränderlich, Abends jedoch sehr schön.

Freitag den 22. Juni.

Heute Nacht 2 Uhr lichteten wir die Anker und lavirten langsam auf Cuxhafen zu, wo wir gegen 9 Uhr anlangten und vor Anker gingen. Der Wind ist immer noch conträr und daher keine Möglichkeit in See zu gehen. Das Wasser ist hier schon salzig. Der Capitän sagte uns, wir könnten hier noch einmal an Land gehen, er würde dann ein Boot vom Lande kommen lassen, es koste aber mindestens 2 Thl. pro Kopf; wir zogen daher vor an Bord zu bleiben. Heute Nachmittags hatten wir ein starkes Gewitter mit heftigem Regen, nach welchem es so kalt geworden ist, daß man Ueberzieher und Shawl gebrauchen muß. Der Abend war wieder sehr schön.

Samstag den 23. Juni.

Da der Wind seine Richtung nicht verläßt sind wir genöthigt, vor Anker liegen zu bleiben, welches Schicksal von einer Menge anderer Schiffe getheilt wird. Es ist immer noch so kalt, wie gestern Abend, dabei trübe und regnerisch. Ich hatte heute Gelegenheit, einige Delphine bei ihren Spielen zu beobachten; dieselben kugeln und wälzen sich beständig und lassen dabei ein Schnaufen hören, was auf großes Wohlbehagen deutet. Ich habe mich nun eingerichtet. Meine Koffer stehen zu beiden Seiten meines bescheidenen Lagers, mein Violinkasten daneben; meine Bilder habe ich unter mein kleines Fensterchen gehängt, so daß ich dieselben beständig vor Augen habe; alle Kleider 2c. habe ich sorgfältig eingepackt und nur das Nöthigste heraus gelassen, welches zu beiden Seiten der Thüre hängt. Ich habe gerade genau so viel Platz, daß ich, wenn ich ruhig stehe, an Nichts anstosse, was zum Aus- und Ankleiden genug ist.

Sonntag den 24. Juni.

Diese Nacht 2 Uhr, beim Beginn der Flut, versuchten wir in See zu gehen, waren aber genöthigt, da der Wind südwestlich und dabei sehr schwach war, bei dem ersten Feuerschiff vor Anker zu gehen.

Am Ausgange der Elbe existiren drei sogenannte Feuerschiffe. Dieselben sind roth angestrichen, haben Nachts Feuer an Bord, dienen den Schiffen zur Richtschnur und sind dazu bestimmt, die Lootsen, welche die Schiffe von Hamburg gebracht, aufzunehmen, da man von da an ihrer nicht mehr bedarf. Heute ist es etwas wärmer und scheint auch der Wind besser zu werden. Ein auf Grund gerathenes Schiff gibt Nothsignale, worauf Leute von Cuxhafen ihm zu Hilfe eilen. Gegen Abend wurde der Wind günstig; der Lootse ließ aber nach kurzem Versuch in See zu gehen, die Anker wieder fallen, da er befürchtete, der Wind schlüge gleich wieder um und wir würden dann auf Grund gerathen.

Montag den 25. Juni.

Gegen 4 Uhr Morgens lichteten wir bei günstigem Winde die Anker. Der Lootse verließ uns bei dem letzten Feuerschiff; ich gab demselben einige Zeilen an Dich, lieber Vater, mit. Das Wetter ist nebelig, es scheint regnen zu wollen. Gegen 10 Uhr Morgens bekamen wir Helgoland in Sicht. — Meine Vermuthung bestätigte sich, wir hatten heute Nachmittag zwei heftige Gewitter mit Donner und Blitz. Die See geht sehr hoch und schlagen die Wellen häufig über Deck; das Schiff arbeitet sich indessen wacker durch.

Dienstag den 26. Juni.

Helgoland ist noch in Sicht; der Wind ist wieder ganz westlich und sehr stark, so daß bei dem Kreuzen (Laviren) und der hohen See sehr häufig die Wogen über Bord schlagen. — Ich verspüre Anfälle der Seekrankheit: gänzliche Appetitlosigkeit, Leibschmerzen, Neigung zum Erbrechen verbunden mit heftigen Kopfschmerzen. Mit Ausnahme weniger old sold men ist alles an Bord mehr oder minder krank, sogar Hunde, Katzen und Hühner, von letzteren ist sogar eines daran krepirt. Ich lege mich früh in's Bette.

Mittwoch den 27. Juni.

Die Nacht war ziemlich. Mein Zustand ist derselbe, meine Zunge sehr belegt, Puls etwas fieberhaft. Ich halte mich viel auf Deck auf, bin aber bei dem sehr kalten Winde genöthigt Shawl und Ueberzieher umzuhängen. Wind noch immer westlich und stärker wie gestern, so daß auch das Schwanken des Schiffes bedeutend zugenommen hat. Um nicht zu fallen lege ich mich mit meinen Genossen der Länge nach auf Deck. Eben umarmte mich eine Woge auf dem

Hinterdecke, so daß ich genöthigt war mich ganz anders anzuziehen. — Die Aussichten auf bessere Witterung sind noch immer sehr trübe. Der Barometer fällt beständig, wir haben nur 8 Grad Wärme, dabei einen dünnen, feinen aber durchdringenden Regen.

Donnerstag den 28. Juni.

Welche Nacht! — Ohne Schlaf bei dem Geheul des Windes, dem Getöse der unmittelbar an mein Bett schlagenden Wogen, dem Kommando des Capitäns und der Steuerleute und dem einförmigen Gesang der Matrosen. Dabei heftiger Kopfschmerz, Leibschmerz, alles Mögliche, beständiges Herumwerfen in meinem großen Raum durch das Tanzen des Schiffes. Einer meiner Koffer und mein Geigenkasten verkrochen sich, wahrscheinlich aus Besorgniß für ihre Leiber, zu mir in's Bett, was mich sehr unangenehm berührte. Ich fand mich jedoch veranlaßt, dieselben unter meinen väterlichen Schutz zu nehmen. Da ich fand, daß sie den von mir bei dem Schwanken des Schiffes zu durchmessenden Raum etwas verringerten, so hat auch manch Unangenehmes wieder sein Angenehmes. Mein ganzes Reich ist in Rebellion; Alles was wand-, nied- und nagelfest nicht war, liegt kreuz und bunt durch einander, es harmonirt das sehr mit meinem Körperzustand. — Das Wetter ist trübe, regnerisch und kalt, der Wind derselbe; das Schiff arbeitet sich mühsam durch die stürmische See. — Soeben macht der Capitän die traurige Erfahrung, daß wir in den letzten 24 Stunden nur eine Meile voran gekommen sind — und für diese Meile alle die Mühe und Plage! Mein Befinden ist noch immer dasselbe, ganz ohne Appetit mit gänzlicher Apathie gegen Alles; und dennoch wird mir gesagt, ich hätte den höchsten Grad der Krankheit noch nicht erreicht. Welche Aussichten!

Freitag den 29. Juni.

Durch ein fürchterliches Getöse die Nacht aus einem unruhigen Schlummer geweckt, erfuhr ich, daß durch den starken Wind mehrere Segel losgerissen und auf Deck geworfen waren; der Schaden war bald reparirt. Ich hatte mich kaum wieder gelegt als einige englische Fischer an Bord kamen; dieselben brachten uns einige Austern und Fische. Hätte ich früher davon gewußt würde ich denselben einige Zeilen an Dich, lieber Vater, mitgegeben haben. Die Austern haben mir geschmeckt und befinde ich mich, nachdem ich trotz allem Widerwillen ein Glas Selterswasser getrunken, etwas wohler; zudem kommt die liebe Sonne wieder, was den niedergeschlagenen Geist auch etwas

erhebt. Der Wind ist immer noch conträr und kalt. — Nach den Messungen des Capitäns sind wir etwas, aber nur sehr wenig, nach Süden vorwärts gekommen, müssen dagegen nun wieder zwecklos nach Westen kreuzen, da weiter südlich Sandbänke drohen. Gebe Gott, daß wir bald guten Wind bekommen, damit wir nicht etwa vier bis fünf Wochen im Canal herum rutschen müssen. Der Capitän hätte wohl Lust ganz Schottland und Irland zu umfahren, wäre der Umweg nicht gar zu groß.

Samstag den 30. Juni.

Die Nacht war ziemlich. Ich trank gestern Abend, bevor ich zu Bett ging, ein Glas Selterswasser und fühle, daß es mir gut bekommen ist; ich werde daher von nun an bis zur vollständigen Besserung jeden Morgen und Abend ein Glas nehmen, obgleich es mir eine widerliche Medizin ist. Die See ist immer noch sehr stürmisch, der Wind conträr; wir nahen uns allgemach dem Pas de Calais, wo das Fahrwasser sehr eng und seicht ist. Der Capitän ist wüthend über das langsame Vorankommen und dabei sehr ängstlich auf Strand zu laufen, so daß er dem Schiff nicht einmal seinen Willen läßt; er raisonnirt die ganze Zeit über die verkehrte Bauart desselben und wird in seinem Raisonnement sogar grob gegen uns. Herr Eckstein, der soeben durch einen fürchterlichen Stoß des Schiffes genöthigt wurde, mit der Theetasse in der Hand einen Purzelbaum in der Cajüte zu schlagen und dabei Gefahr lief Arm und Bein zu zerbrechen, wurde dafür noch zurecht gewiesen, warum er nicht sitzen bleibe. Mir, mit Schreiben beschäftigt und sammt dem Tisch umfallend, wurde gesagt, ich solle mich mit meiner Schreiberei fortscheeren und warten, bis besseres Wetter wäre. Wir haben unter diesen Umständen das Klügste erwählt, das Schweigen. — Ich setze durchaus keinen Zweifel in die Fähigkeiten des Capitäns; er scheint mir aber mehr als nöthig ängstlich zu sein und seinen eigenen Fähigkeiten nicht zu trauen. Einmal läßt er alle Segel beisetzen, daß das Schiff sich mit seinem Vordertheil in die See einwühlt und die Wellen haufenweise über Deck stürzen, das andere Mal werden alle Segel eingerefft, das Schiff gibt jeder Welle nach und kommt nicht voran. Es mag dies Unbekanntschaft mit dem Schiff sein, kommt mir jedoch vor wie Aengstlichkeit. Der Wind hat sich etwas gebessert ist aber so stark, daß das Schiff bei jeder Bewegung umzuschlagen droht. Ich entging bei einem solchen Stoß kaum der Gefahr über Bord geworfen

zu werden, was mich zu größerer Vorsicht antrieb. Das Wetter, den ganzen Tag über nebelich, klärt sich gegen Abend auf; der Barometer steigt, wir haben aber immer noch nicht mehr wie 8° Wärme.

Sonntag den 1. Juli.

Heute Nacht passirten wir Calais und Dover. Das Wetter ist ganz umgeschlagen, die Sonne scheint fröhlich, der Wind ist günstig; wir gehen mit einer Geschwindigkeit von 7—8 Meilen per Stunde voran, so daß wir hoffentlich bald die Gefährlichkeiten des Kanals hinter uns haben. Eben 9 Uhr Morgens ist der Leuchtthurm von Dunk Ness, sowie viele Schiffe in Sicht. Das Gesicht des Capitäns hat sich auch etwas aufgeklärt; es ist aber doch unangenehm, auf einer so langen Reise solchen Launen beständig ausgesetzt zu sein. — Ich habe noch Nichts über unsere Kost mitgetheilt und will das Versäumte jetzt nachholen. Morgens um 8 Uhr trinken wir Kaffe und haben dazu Schwarz- und Weißbrod solange es dauert, ferner Butter, Schiffszwibak, Käse und Wurst. Um 1 Uhr kommt das Mittagmahl bestehend aus Suppe, Fleisch, gesalzenes oder frisches, Kartoffeln, Gemüse (Bohnen, Sauerkraut oder rothen Kappus), dann entweder Pudding, Pfannkuchen oder irgend ein Reisgericht als Dessert, dazu ein Glas Rothwein. Gegen ½ 4 Uhr wieder Kaffe mit Butterbrod und Abends Thee mit Butterbrod. Dies alles mit einiger Abwechselung. Die Kost ist im Ganzen nicht schlecht; es hat mir nur schwer gefallen mich daran zu gewöhnen, da alles auf Schiffsmanier zubereitet und einige Ingredienzen als Butter, Speck ꝛc. meinen Beifall nicht haben; ich glaube auch, daß mein Unwohlsein theilweise daher rührt, denn nun, wo ich drei Tage so zu sagen gefastet habe, geht's mir viel besser. Heute habe ich auch zum ersten Male wieder eine Cigarre geraucht, kann derselben aber keinen rechten Geschmack abgewinnen; hätte ich nicht das viele Geld dafür bezahlt, würde ich sie fortschenken und mich davon entwöhnen. Doch sie können mir auf der langen Tour vielleicht noch manchmal angenehm sein. — Von meinen Reisegefährten kann ich noch nicht viel sagen. Herr Hermens ist zwischen 40 und 50 Jahre, von meiner Größe, hat schwarze Haare in's gräuliche spielend, schwarzen Schnurbart. Er war früher Offizier in Holländisch Indien und ist ohne Zweifel ein erfahrener Mann. Er hat viele Kenntnisse, bildet sich aber ein, noch mehr zu haben; benimmt sich ganz ungenirt, sogar frei, und scheint zu glauben, die ganze Welt sei nur seinetwegen da. Wahrscheinlich ist er mit dem Ex-

Naturforscher identisch, denn er weiß viel von der Hamburger Polizei zu erzählen. Die eigentliche Veranlassung seiner Reise kenne ich noch nicht; die Matrosen sagen, er habe Wachsfiguren an Bord; ob er damit die Indier beglücken will? Er ist nach seinen Reden zu urtheilen Atheist und rother Demokrat, trotzdem hat er das Wort „Gott" häufig im Munde und spricht viel von seinen vornehmen Freunden, als Residenten von Java rc., Gouverneuren, Generalen und Gott weiß was. — Herr Eckstein, der dritte in unserem Bunde, ist größer wie ich, hat schwarze Haare, rothen vollen Bart und scheint einige dreißig Jahre zu haben. Er ist Kaufmann, d. h. sein Schicksal scheint ihn später dazu gemacht zu haben; er scheint mir mehr Abenteurer zu sein, hat den schleswig-holsteinischen Krieg als preußischer Bombardier mitgemacht und sonst Allerlei erlebt. Er ist routinirt, in Allem erfahren, weiß eben so gut die Haare zu schneiden als den Bratspieß zu drehen, hat viel gereist und kann wirklich angenehm unterhalten. Er scheint mir in einem dienstlichen Verhältniß zu Herrn Hermens zu stehen, mit welchem er, seiner Aussage nach, in Indien irgend ein neues lukratives Feld bebauen will, welches? habe ich noch nicht erfragen können. — Obgleich mir eine solche Gesellschaft wenig behagt, da ich dabei eine zu geringe Rolle spiele; indem ich, da Hermens dem Capitän zu schmeicheln weiß, Eckstein mit muß, als Aushelfer und fünftes Rad am Wagen mitlaufe, so finde ich mich doch in das Unvermeidliche und sage mir mit dem Narren in Templer und Jüdin: „die Welt ist rund und muß sich drehen"; bevor die Reise um ist, kommt die Reihe auch einmal an mich und im schlimmsten Falle dauert's ja nicht lange.

Montag den 2. Juli.

Wir haben herrliches Wetter wenn auch etwas kalt. Der Wind ist schwächer geworden, so daß wir nur noch 4 Meilen in einer Stunde machen. Das Meer ist voller Schiffe, welche unter vollen Segeln dahin eilend, einen schönen Anblick gewähren. Ein Schiff, das uns mehrere Stunden folgte und denselben Cours mit uns steuerte, signalisierte sich uns auf unsere Frage, als eine Bremer Bark; obgleich es noch $^1/_4$ deutsche Meile entfernt war, konnten wir doch seine ganze Einrichtung beobachten, was uns, offen gestanden, zu einigen unangenehmen Vergleichen brachte, da es nicht sowohl praktischer und leichter gebaut, als auch besser und schöner eingerichtet ist, namentlich für Passagiere. — Da wir nun einer ruhigen Fahrt ent-

gegen gehen, nicht so oft von Mancherlei gestört werden, so denke ich daran eine geregelte Thätigkeit zu beginnen, was mir bisher nicht gut möglich war. Ich fange daher heute an, meine Bücher hervorzusuchen, alle Kleinigkeiten, die ich in der ersten Zeit nicht mehr gebrauche, fort zu thun, und meine Zeit einzutheilen.

Dienstag den 3. Juli.

Heute Morgen bin ich um 5 Uhr aufgestanden, habe eine englische Handels-Correspondenz genommen und bis 8 daran gearbeitet; ich habe vor, jeden Tag diese Stunden damit auszufüllen, wäre nur die Ausführung ebenso bestimmt als der Vorsatz. Nach dem Kaffe ging ich einige Zeit auf dem Deck spazieren und hatte dabei Gelegenheit einen großen Hamburger Dampfer, nach New York bestimmt, an uns vorbei eilen zu sehen — kämen wir doch auch so rasch vorwärts, aber ich fürchte es wird eine lange, lange Reise; der Capitän sagte, er mache sich auf 5 schreibe fünf Monate gefaßt. Der Wind ist wenn auch günstig doch sehr flau, wir machen höchstens 3 Meilen. Vor einigen Tagen passirte es uns, daß wir eine Meile weiter zurück waren, als 24 Stunden vorher — die Flut hatte uns wieder zurück getrieben — es sind das wahrlich angenehme Posten; die Bremer Bark hat sich auch schon unserem Blick entzogen. — Auf meine Frage erwiederte der Capitän, daß wir schwerlich oder gar nicht Gelegenheit haben würden Briefe zu expediren; ich gebe deshalb doch die Hoffnung nicht auf, Dir noch unterwegs Nachricht von mir zukommen zu lassen und habe Couvert und Alles bereit, um jederzeit fertig sein zu können. Wenn sich nun die Gelegenheit bieten sollte, so habe ich unmöglich Zeit, einen vollständigen Schluß meiner Epistel zu machen und bitte daher im Voraus Alle, als da sind: Tante Caroline, Franz und Hugo, Carl, Georgine und alle meine lieben kleineren Geschwister, dann die Berleburger, Wilhelm und Richard nicht zu vergessen, die Hadamarer, besonders auch die liebe Großtante nebst Louise und Max, ferner die Mosbacher, die beiden oder vielmehr drei Marien nicht zu vergessen, die Biebricher und Friedberger auf's Herzlichste zu grüßen; sie sind meinem Herzen Alle lieb und werth und versüßt mir die Erinnerung an sie manche bittere einsame Stunde. — Der Abend war ganz wunderschön, der Untergang der Sonne einzig, ebenso der Aufgang des Mondes, die See spiegelglatt und der Reflex des Lichtes wirklich magisch. Dabei Segel an

Segel, im Hintergrund die hohen Felsen der Insel Wight — wahrlich ein herrlich Objekt für einen Maler.

Mittwoch den 4. Juli.

Heute bin ich meinem Vorsatze getreu wirklich um 5 Uhr wieder an die Arbeit gegangen. Wäre der Capitän nicht, der mich mit seinen Karten, seinem Fluchen und Raisonniren, so oft von dem einzigen Tische treibt und mich an der Arbeit stört, so hätte ich Stoff genug die Langeweile zu vertreiben, aber so — nun, wenn man unter Wölfen ist muß man mit ihnen heulen. Der Wind ist flau und halb conträr; das Schiff macht nur zwei Meilen, wovon eine durch's Laviren verloren geht, macht in re nur eine, daher der Unmuth des Capitäns, der die Stunde verflucht, in der er den Kasten übernommen und sich nicht in das Unvermeidliche zu finden weiß. — Der Tag ist schön, die Sonne scheint freundlich, aber sonderbar, es will nicht warm werden, ohne Ueberzieher kann ich nicht auf Deck gehen. Heute Abend machte sich der Wind etwas auf und wurde günstiger, so daß wir fünf Meilen vorwärtskommen; wenn er so bleibt, können wir morgen Abend den Canal hinter uns haben, doch wer weiß? Wie mag es wohl dem armen Hch. Wiesel gehen? Der arme Schelm geht mir viel im Kopfe herum, ich wollte gerne ein paar Stürme mehr und die Seekrankheit noch einmal durchmachen, wenn ich seinethalben ruhig sein könnte. Grüße ihn und seine liebe Familie herzlich von mir.

Donnerstag den 5. Juli.

Ich freue mich über mich selbst; es ist dies schon der dritte Morgen, an dem ich um 5 Uhr an die Arbeit gegangen. Es ist dies keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß ich bis um $^1/_2$ 9 Uhr nüchtern bleiben muß, da um diese Zeit erst Kaffe getrunken wird; doch was macht das, ich freue mich dann doppelt, wenn mein Geist wieder einmal den Sieg über das schwache Fleisch errungen. — Gestern Abend spät sah ich zum ersten Male Kriegsschiffe und zwar eine englische Dampffregatte von 60 Kanonen und eine französische Segelfregatte von 30 Kanonen, dieselben kamen aber nicht so nahe und war es schon zu dunkel, um sie genau besehen zu können. — Diese Nacht sahen wir den Leuchtthurm vom Cap Start und heute Morgen 11 Uhr das Cap Lizard, die beiden letzten Punkte, die ich auf lange Zeit von Europa sehen werde — ob ich es, meine liebe traute Heimath, das Grab meiner theuren Mutter, meine Lieben

überhaupt noch einmal wiedersehe — — — eine Frage, die der Zukunft vorbehalten ist. — Der Wind ist gut; wir steuern mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen west, südwest, halb west in den atlantischen Ocean. — Gott verleihe uns eine glückliche Fahrt. — Wenn ich bisher von 2, 5, 6, 8 Meilen sprach, die wir in einer Stunde zurücklegen, so sind darunter englische Meilen zu verstehen, deren vier eine deutsche Meile machen.

Freitag den 6. Juli.

Das Wetter ist schön, auch ist es etwas wärmer; der Wind ist launig, zuweilen setzt er mit aller Macht ein, daß wir 7—8 Meilen machen, dann läßt er wieder nach, daß wir nur 2—3 Meilen voran kommen. Heute sah ich einen großen Haifisch, auch waren einige Schiffe am Horizont zu bemerken, dieselben sollen immer seltener werden. Leider bot sich mir noch keine Gelegenheit einen Brief an Dich zu befördern und werden die Aussichten dazu auch immer geringer. — Das Glas Wein Mittags ist schon verschwunden und mit Wasser sind wir auf kleine Rationen gesetzt. Der Capitän muß wohl denken, wir könnten von eigenem Fette zehren. Ueberhaupt bewahrheitet sich die Aussage des Herrn Dahm immer mehr, so freundlich und zuvorkommend der Capitän an Land war so launig und herrschend ist er an Bord, dabei höchst gemein und halten ihm meine beiden Gefährten würdig die Stange. Es ist wirklich gut, daß Du den Ex-Naturforscher nicht getroffen und mich ihm empfohlen, wir hätten uns beide blamirt.

Samstag den 7. Juli.

Der Wind ist ganz still, das Wetter heiter. Eine Menge Delphine spielten eben eine Stunde lang um das Schiff, es gelang uns aber nicht, einen davon zu harpuniren. — Die Einförmigkeit der Tage hat nun angefangen, ich suche mit aller Macht die Langweile zu bannen, ich studire, lese und schreibe. Leider gibt's mit dem Schreiben nicht viel; das Schiff schaukelt furchtbar, so daß an Gehen nicht zu denken und Sitzen nur mit Anhalten möglich ist. — Die Gesellschaft meiner Gefährten ist mir eher lästig als angenehm, da sie nur frivole Reden führen. Das Einzige, was ich mit Ihnen treibe, ist eine Parthie Whist oder Domino.

Sonntag den 8. Juli.

Wetter und Wind wie gestern. Die gewöhnlichen Arbeiten der Matrosen unterbleiben heute; die Leute sind in ihren Kojen; es

herrscht eine merkwürdige Stille auf dem Verdeck, die nur zuweilen durch das Anschlagen der Segel an die Masten unterbrochen wird. Da ich mir vorgenommen, an Sonntagen nicht zu arbeiten, so sah ich eine Zeit lang dem Spiele der Wellen zu, die momentan haushoch, dann abgrundtief einander jagen und vertreiben und mir so recht zeigen, wie groß die Ohnmacht der Menschen und ihrer Werkzeuge im Vergleich mit den Kräften der Natur ist. Ich fand jedoch bald, daß das eine zu träumende Beschäftigung war und suchte andere, um meinen Gedanken zu entlaufen. — Meine Gefährten rufen mich zu einer Parthie Whist — also Whist — besser noch wie gar Nichts.

Montag den 9. Juli.

Wind und Wetter noch dieselben, wir haben complette Windstille. Ein Schiff, circa eine Seemeile (25 Minuten) entfernt und von uns angerufen, gibt zum größten Aerger des Capitäns keine Antwort. Es sind noch mehrere Segel am Horizont zu bemerken, die gleich uns still liegen. Dicht bei uns treiben Balken 2c., wahrscheinlich Trümmer, von irgend einem Schiffe herrührend. — Ich kann mich noch immer nicht an die Schiffskost gewöhnen, außer trocken Brod, Thee, Kaffe, Suppe, Erbsen, Sauerkraut, Reisspeisen und dann und wann ein Stückchen Fleisch esse ich fast gar nichts, und selbst das verursacht mir noch beständiges Sodbrennen, wovon ich seit Hamburg noch keinen Tag befreit gewesen bin. — Die See leuchtet Abends schon an einigen Stellen und mache ich mir jeden Abend ein oder zwei Stunden das Vergnügen diesem interessanten Schauspiele zuzusehen; namentlich ist der Streifen, den der Kiel des Schiffes hinterläßt, sehr schön; er scheint ganz Feuer zu sein, was sich in dem ringsum dunklen Ocean wunderschön ausnimmt. Wir sind auf der Höhe von Cap Finisterre in Spanien, ca. 270 Meilen von Cuxhafen, hätten aber bei gutem Wind schon unter der Linie sein können.

Dienstag den 10. Juli.

Der Wind hat sich etwas aufgemacht und hofft der Capitän nun bald in die Passatwinde zu kommen. Das Wetter ist heiter und wird immer wärmer. Die Tage haben sehr abgenommen, um 8 Uhr ist es schon ganz dunkel. — Herr Eckstein kam heute zu mir, um mir seine Stellung auseinander zu setzen und mir Manches, was mir in seinem Benehmen unklar war, zu erklären. Herr Hermens hat ihn aufgefordert ihm in Calcuta ein Geschäft zu errichten und

sich als Theilhaber zu betheiligen und ihm zu dem Ende 200 Thaler der Passage bezahlt. Die Anerbietungen und das zu gründende Geschäft sollen derart sein, daß sie in wenigen Jahren steinreich würden. Herr Eckstein, der in Hamburg ein gutes Geschäft mit einem Einkommen von 2—3000 Thalern hatte, hat sich von dem Manne, dem ich nie trauen würde, beschwätzen lassen, ist Knall und Fall, ohne Contract, der in Indien auch nicht gelten würde, mit ihm abgereist und ist augenblicklich ohne Shilling, so daß wenn Hermens in Indien sein Wort nicht hält, Herr Eckstein in wildfremden Land ohne Hülfe ist. Daß er unter diesen Umständen dem Herrn Hermens nach der Pfeife tanzen und Alles aufbieten muß, diesen sich nicht mit sich selbst beschäftigen könnenden, sich daher stets langweilenden, heftigen und leicht reizbaren Menschen in guter Laune zu halten, ist erklärlich. Der Charakter des zu errichtenden Geschäftes ist mir noch unbekannt; ich hätte aber doch einen Sperling in der Hand hundert anderen auf dem Dache vorgezogen; ich habe dies Herrn Eckstein gesagt und sieht es derselbe, leider aber zu spät, ein. Glücklicherweise ist Eckstein nicht verheirathet und hat wenig Bedürfnisse. Hermens hat eine Frau mit fünf Kindern, die Gott weiß in welchem Winkel sitzen, ihn aber, wie es scheint, wenig geniren. Der erste Eindruck dieser beiden Helden auf mich war also nicht weit fehlgeschossen. Das Meer hat eine andere Farbe, die dritte seit meiner Abreise, angenommen; zuerst war es hellgrün, dann halbdunkel, jetzt ganz dunkelgrün, das Leuchten desselben hat nachgelassen.

Mittwoch den 11. Juli.

Es wird immer wärmer und mehren sich mit der Wärme die Unannehmlichkeiten an Bord ganz gewaltig. Das Harz in den Tannenbrettern meiner Koje wird flüßig und tröpfelt in mein Bett, Flöhe und Wanzen spielen eine große Rolle und Hund und Katze machen sich, bei der wegen frischen Luft unbedingt offen bleiben müssenden Thüre, darin lustig. Da muß ich wahrlich mein bischen Geduld zusammen nehmen. Es sind mehrere Schiffe sichtbar, die wahrscheinlich aus dem mittelländischen Meere kommen; eine griechische Brigg ist nahe genug, um Signale mit uns wechseln zu können, hat aber wie es scheint, keine Flaggen. — Die See geht sehr hoch, so daß man Mühe hat zu sitzen, viel zu schreiben ist nicht möglich.

Donnerstag den 12. Juli.

Da ich mehrere Nächte der vielen Insekten halber nicht schlafen konnte, habe ich die Nacht auf Deck zugebracht, krieche aber doch

nächste Nacht wieder in mein Ställchen, da es noch zu kalt ist. — Wir passirten die Nacht viele Schiffe, wobei der Mann am Steuer gut aufpassen muß, um keinem zu nahe zu kommen, was sehr gefährlich werden könnte. Die vielen einzelnen auftauchenden und wieder verschwindenden grünen, gelben und rothen Lichter gewährten einen schönen Anblick. — Nach und nach erfährt man auch etwas über den Capitän. Derselbe ist früher Ebenholzhändler d. h. Sklavenfahrer gewesen, ist aber von den Engländern dabei erwischt und seines Fahrzeuges entledigt worden. Noch jetzt erzählt er mit vieler Freude, wie er die armen Schwarzen in Afrika geholt, sie verkauft habe rc., wie einträglich der Handel gewesen sei, wenn ihm die verd . . . . . n Engländer nicht in die Quere gekommen, würde er jetzt ein reicher Mann sein. Es thut ihm ordentlich leid, daß er es jetzt nicht mehr kann, und glaube ich, wenn sich ihm die Gelegenheit böte, er finge wieder von vorne an. Du kannst Dir also wohl denken, mit welchen Augen ich ihn jetzt betrachte.

Freitag den 13. Juli.

Heute Morgen hat es wieder einmal geregnet; der Wind ist gut, wir legen ca. 6 Meilen zurück, wenn es so fort geht können wir uns nicht beklagen; aber merkwürdig, als wir im Canal still lagen, sagte der Capitano: „O, wenn wir erst einmal im Passat sind, da geht's unaufhaltsam voran", jetzt wo wir im Passat sind, sagt er: „Ja, das wird nicht lange dauern, die Jahreszeit ist nicht die rechte". Haben wir gute Gelegenheit, so raisonnirt er, daß das Schiff nicht voran wolle, ist der Wind schwach, flucht er darüber. Eben schlug er einen Halbmatrosen hinter die Ohren, daß ich glaubte, der arme Kerl wäre über Bord geflogen, und das wegen einer höchst geringfügigen Ursache. Er hat uns oft versichert und thut's auch noch, daß es seine Leute gut bei ihm hätten, er schimpfe und schlage sie nicht — wir haben uns nun überzeugt, was von seinen Versicherungen zu halten ist.

Samstag den 14. Juli.

Der Wind ist günstig, morgen können wir auf der Höhe von Madeira sein. Das Wetter ist sehr regnerisch; neun Schiffe sind am Horizont zu bemerken. — Seit gestern hat das Meer eine schöne dunkelblaue Farbe angenommen, es leuchtet Abends jedoch nur noch wenig mehr. Ich habe mehrere Male vergebens versucht, einen von diesen leuchtenden Punkten zu fangen, wenn sie mit den Wogen über

Deck kommen, um ihn mit dem Mikroskop zu untersuchen, bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen.

Sonntag den 15. Juli.

Heute Morgen war es regnerisches, trübes Wetter, Nachmittags hörte der Regen auf, aber es blieb neblich, weshalb wir auch den Pic von Teneriffa, der uns gegen 4 Uhr in einer Entfernung von acht deutschen Meilen sichtbar war, nicht ordentlich besehen konnten. Der Wind ist günstig, das Schiff läuft 7—8 Meilen. Das Meer ist aufgeregt, die Wellen schlagen massenweise über Deck, das Schiff liegt bald auf der einen, bald auf der anderen Seite.

Montag den 16. Juli.

Die Nacht hätte uns leicht ein großes Unglück passiren können. Ein Matrose, der um Mitternacht am Steuer stand, kam mit dem Schiffe aus der Richtung; der Wind, bisher hinter uns, kam plötzlich seitwärts und zwar mit solcher Macht, daß er zwei große Segel mitnahm und das Schiff ganz auf die Seite warf. Glücklicherweise gelang es bald das Schiff wieder in Cours zu bringen. Bei dieser Gelegenheit ging alles, was nicht nagelfest war, spazieren, Stöcke unterhielten sich mit Koffern, Hüte mit Schuhen, Thee und Kaffetassen plapperten, daß es eine Art war, meine Wenigkeit flog mit dem Geigenkasten im Arm mitten in den Salon, um der Gesellschaft aufzuspielen. Der Ball dauerte jedoch nicht lang, die Personen waren schon zu ermüdet. — Der Wind hat nachgelassen, die Hitze ist sehr groß. Der Capitän erklärt uns soeben, daß er das Sonnensegel nicht aufspannen würde, es verursache ihm zu viele Mühe — seinen Passagieren einen Gefallen zu erweisen hält er überhaupt für überflüßig — an Schutz vor der Hitze ist also nicht zu denken.

Dienstag den 17. Juli.

Das gestrige Unglück entstand dadurch, daß das Licht am Compaß ausging; der Steuermann, der es wieder anmachen wollte, konnte nicht gleich damit fertig werden und verlor der Matrose am Steuer während dieser Zeit, in der dunklen Nacht, die Richtung. Zur Sühne hat er gestern den ganzen Tag am Steuer stehen müssen. Der Wind ist noch immer flau, doch haben wir statt der gestrigen Hitze heute einen sanften kühlen Regen. Je näher wir dem Aequator kommen desto kürzer werden die Tage, dieselben nehmen um mehr als $^1/_4$ Stunde täglich ab. Wir sind unter dem 30° nördlicher Breite.

Es zeigen sich schon einzelne fliegende Fische. Bei dem beständigen Schwanken des Schiffes bin ich der einzige, der es noch wagt zu schreiben, die andern haben schon längst aufgehört; leider gibt's mit mir auch nicht viel mehr.

Mittwoch den 18. Juli.

Der Wind ist etwas besser, der Regen hat wieder aufgehört, die Sonne sendet ihre heißen Strahlen auf unsere Häupter. Schiffe sind nicht zu bemerken, es gibt daher wenig Abwechselung in dem einförmigen Leben. Von meinen Gefährten habe ich mich beinahe ganz zurückgezogen und nehme weder an ihren faden Unterhaltungen noch Spielen mehr Theil. Herr Eckstein ist der Einzige, mit dem ich zuweilen noch ein Stündchen plaudere. Er hat mir nun mitgetheilt, daß Herr Hermens ein Panorama des Missisipi von Lewis am Bord habe, welches derselbe in Calcutta zeigen und späterhin verkaufen wolle, dann wollen sie zusammen in Batavia ein Geschäft in Stuhlrohr gründen, welcher Artikel noch sehr auszubeuten wäre. Er sagte mir ebenfalls, daß Hermens und der Ex-Naturforscher eine Person seien und daß Hermens, da er seine Lady nicht habe mitnehmen können, das Unternehmen leid wäre. Ich beneide wahrlich Herrn Eckstein in seiner Lage nicht, doch ist er Mann genug, dem Herrn Hermens zu rechter Zeit die Zähne zeigen zu können. Heute sind es bereits 4 Wochen, daß wir von Hamburg unterwegs sind, also circa $^1/_5$ der Reise, und schon 6 Wochen, daß ich von Hause fort bin.

Donnerstag den 19. Juli.

Wind und Wetter wie gestern. Die Hitze nimmt zu. Gestern hatten wir 29° im Schatten, das ist schon anständig. Heute Morgen sahen wir eine Schwalbe an uns vorbeifliegen; dieselbe muß wohl durch einen starken Ostwind so weit in See getrieben worden sein; das arme Thier schien ganz müde zu sein. Die See ist merkwürdig stürmisch, wie sie noch nicht war, so daß das Schwanken ganz besonders unangenehm ist. Es müßte für einen auf Land Stehenden, einen erheiternden Anblick gewähren, wenn er einmal bei solcher See, die verschiedenen Schwenkungen, Drehungen, Manipulationen aller Art sehen könnte, welche man unwillkürlich macht, um nicht Purzelbaum zu schlagen, ganz besonders aber beim Essen zumal der Suppe; der Anblick ist unbeschreiblich komisch und kann nur von Jemand recht gewürdigt werden, der schon einmal mitspielte. Heute war ein Haifisch in unserer Nähe.

Freitag den 20. Juli.

Wir leben nun in einem Zeitpunkte trauriger Entdeckungen. Wir haben nämlich herausgebracht, daß der Capitän dem Koch strengen Befehl gegeben, alle Speisen, was immer für welche es sein mögen, mit Seewasser zu bereiten, ein gutes Mittel für Sodbrennen, noch besser aber, für an zu starkem Appetit Leidende. Dann hörten wir, daß von Hamburg aus nur für 100 Tage frisch Wasser mitgenommen wurde, wo doch, da wir nirgends anlaufen auf 150 Tage Reise wenigstens zu rechnen ist; zudem befinden sich die Wasserfässer alle auf Deck, sind also dem geringsten Unfall ausgesetzt, und trifft der Capitano noch keine Anstalten Regenwasser zu fangen, obgleich er heute schon Gelegenheit dazu hatte. Endlich haben wir gefunden, daß unser Mehl nur noch aus Maden besteht; ich hatte heute das Vergnügen im Pudding eine 1″ lange zu finden — wohl bekomm's, wenn es schmeckt. Es scheint wir sind verrathen und verkauft, da solche Sachen schon nach einem Monat vorkommen, was soll das nach Verlauf von 3 bis 4 Monaten werden. Die Hühner krepiren alle mit einander, aus Sparsamkeit aufgehoben, fallen sie jetzt den Haifischen anheim.

Samstag den 21. Juli.

Heute vor 23 Jahren erblickte ein Weltbürger zum ersten Male das Licht der Welt; ich erlaube mir ein Glas Sherry auf sein Wohl zu leeren. Wind und Wetter sind günstig; wir machen 7—8 Meilen stündlich. Die Sonne steht heute senkrecht über uns. Vergangene Nacht haben sich einige fliegende Fische auf Deck verlaufen und bin ich daher im Stande dieselben einigermaßen zu beschreiben. Die Größe der Gefangenen war ungefähr die eines Härings, der Kopf klein und stumpf mit großen Augen und verhältnißmäßig großem Mund; der Körper am Rücken flach, nach dem Bauch spitz zulaufend. An der Seite waren zwei Flügel, ähnlich den Schwalbenflügeln, aber ganz durchsichtig. Die untere Schwanzflosse war bedeutend länger wie die obere.

Sonntag den 22. Juli.

Schönes Wetter, frische Brise. Gegen 11 Uhr bekamen wir St. Antonio, eine der Cap Verdischen Inseln zu Gesicht; dieselbe machte mit ihren hohen, zerrissen und zerklüfteten, kahlen Felsen einen eigenthümlichen erhebenden Anblick auf uns, der noch durch ein gutes Diner, wobei es auch süßen d. h. eingemachten Ochsen=

braten gab, bei den obwaltenden Verhältnissen eine Delikatesse, gehoben wurde. Wir hatten schönen Wind, kamen dem Land jedoch zu nahe, so daß derselbe plötzlich aufhörte, und eine Todtenstille eintrat, der wir nur durch mehrstündiges Laviren entgingen. Ich lernte auf diese Weise kennen, welchen Einfluß das Land auf den Wind hat; kaum waren wir demselben auf 2 deutsche Meilen nahe gekommen, als auch plötzlich der schöne Passatwind erstarb und erst in der Entfernung von $2^1/_2$ bis 3 Meilen wieder anfing. St. Antonio ist die westlichste der Cap Verdischen Inseln, dabei zugleich die schönste und fruchtbarste; sie liefert Baumwolle, Indigo, Salz, Früchte ꝛc. und ist portugiesisch.

Montag den 23. Juli.

Heute Nacht habe ich einmal vorzüglich geschlafen, was mir lange nicht passirt ist. Wind und Wetter sind noch gut, wir machen circa 7 Meilen. Der Capitän hat sich durch unsere Vorstellungen veranlaßt gesehen, einige Wasserfäßer unter Deck schaffen zu lassen und Anstalten zu treffen, daß Regenwasser gefangen werden kann. Heute erwischte ich einen fliegenden Fisch auf Deck, der ungefähr einen Fuß groß war, dabei ganz vierkantig, mit flachem Kopf und 4 Flügeln, die beiden dem Schwanze zunächst waren jedoch um die Hälfte kleiner als die oberen, sonst aber ebenso. Es scheint also mehrere Arten zu geben. Wir haben jetzt häufig Gelegenheit fliegende Fische zu sehen, dieselben kommen in großen Schaaren und fliegen allemal 2 bis 3 Schiffslängen weit, etwa wie ein Zug Spatzen von einem Ort zum andern.

Dienstag den 24. Juli.

Ich habe mir heute einige Sachen gewaschen und zu meiner Verwunderung kein geringes Waschtalent bei mir entdeckt, so daß die Matrosen sich erboten, mich als Waschmeister anzustellen. Die Noth ist ein guter Lehrmeister. Wir haben eine frische Brise und segeln mit einer Geschwindigkeit von circa 7 Meilen der Linie zu; augenblicklich sind wir unter 13° nördl. Breite. Die Tage dauern jetzt von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, Zwielicht oder Dämmerung haben wir nicht mehr; sobald die Sonne untergegangen, herrscht große Finsterniß. Die Nächte sind nun ohne Ausnahme einzig schön, der Himmel ist klar, mit Sternen besäet, die Luft rein und nach der Hitze des Tages erfrischend, dabei schöner Mondschein.

Mittwoch den 25. Juli.

Der schöne Passatwind ist vorbei, eine vollkommene Windstille ist eingetreten; wir haben so etwa 8° zu laviren bis unter 3° nördl. Breite, wo der Südostpassat einsetzt und uns zur Brasilianischen Küste bringt, von wo es dann nach Osten geht. Bei geringem Wind läuft unser Klipper verhältnißmäßig stärker als bei gutem Winde, so daß wir heute mehrere Schiffe, die gestern an uns vorbeigelaufen waren, wieder einholten. Es wird uns das besonders in der Bai von Bengalen zu gut kommen, wo in der Regel Windstille oder doch nur schwacher Wind sein soll. Heute habe ich einmal einen Spaziergang in die Masten gemacht, bis zum obersten hinaus; es gehört bei dem Schwanken keine unwesentliche Adhäsionskraft dazu, doch lohnt die Aussicht reichlich die Mühe, da das Gefängniß mit seinen Bewohnern dem Auge nur noch wie ein Ameisenhaufen erscheint.

Donnerstag den 26. Juli.

Die durch die Windstille nothwendig entstehende Hitze wird heute glücklicherweise durch Regen gemildert, derselbe ist jedoch nicht stark genug, um mit Erfolg Wasser zu fangen. Wir sind nun 4 Mann hoch auf eine kaum 10′ in's Geviert messende Cajüte beschränkt, was für mich, da ich mit den Andern keine Gemeinschaft mehr habe, ganz besonders unangenehm ist. Der Regen von heute Morgen artete heute Nachmittag in einen Wolkenbruch aus, so daß wir selbst in der Cajüte nicht vor ihm verschont blieben; das Beste ist, daß bei der Gelegenheit für 10 Tage Wasser gefangen wurde. Das Deck hat sich in eine große Waschstube verwandelt; alle Matrosen, Jungen, Steuerleute, Passagiere, sind trotz oder vielmehr wegen dem Regen mit Waschen beschäftigt, was bei den verschiedenen Trachten (Theerjacken, Mützen, Mäntel ꝛc.) und Anstalten komische Scenen gibt. Die Matrosen benutzen den Regen, weil man bei Regenwasser Seife gebrauchen kann, was bei Seewasser nicht der Fall ist, wahrscheinlich des Salzes halber.

Freitag den 27. Juli.

Der Regen hat aufgehört, die Sonne scheint wieder, alle Raaen hängen voll Wäsche. Wir haben heftigen, aber ganz konträren Wind, der uns nach der Küste von Afrika treibt, die See geht sehr hoch.

Samstag den 28. Juli.

Schönes Wetter, die Luft ist noch immer etwas abgekühlt, was gar angenehm ist. Der Wind ist etwas günstiger, so daß wir anstatt wie gestern nach Ost, heute nach Süden steuern können. Wir sind ungefähr auf dem 8° nördl. Breite, so daß wir noch 5° bis zum Passat zu laviren haben. Ein Glück ist es, daß jetzt die Abende so schön sind, da wir in der Cajüte eine elende Laterne haben, bei welcher man kaum zum Essen, geschweige denn zum Lesen oder Schreiben sehen kann, so können wir doch wenigstens die langen Abende auf Deck zubringen. Die ganze Nacht auf Deck zuzubringen ist nicht gut thunlich, da der Thau einem gelinden Regen gleich kommt, ich würde sonst gerne der Hitze und Gesellschaft meines Stalles entlaufen. Heute Nachmittag zeigte sich eine Legion Delphine und trieben ihr munteres Wesen um's Schiff; sie sind meist immer zu zwei und zwei, da jetzt ihre Paarungs-Zeit ist. Wir standen den ganzen Nachmittag mit der Harpune in der Hand am Klüwer, es gelang uns aber nicht, einen zu harpuniren.

Sonntag den 29. Juli.

Der Tag fängt regnerisch an, scheint aber doch gut werden zu wollen. Auf die Delphine von Gestern sind heute eine Menge Springfische gefolgt, von der Größe eines Karpfens; bis jetzt haben wir aber auch davon keinen gefangen. Die Windstille ist noch größer geworden, anstatt vorwärts zu kommen, werden wir wohl zurücktreiben, am Ende noch durch den Golfstrom, der hier anfängt, nach der Küste von Guinea. Die Sonne brennt heute Nachmittag fürchterlich.

Montag den 30. Juli.

Schönes, klares Wetter, aber fürchterliche Hitze. Die Luft ist ganz todt, das Schiff gehorcht dem Steuer nicht mehr, sondern ist ein Spiel der Wogen. Das mitgenommene Selterswasser ist mir nun ein köstlich Labsal. Wir sind auf 7° 44′ nördl. Breite, haben also seit Samstag Mittag 16′ geogr. oder 4 deutsche Meilen gewonnen, sind aber dagegen wenigstens 1° nach Afrika hingetrieben.

Dienstag den 31. Juli.

Die Hitze war mir vergangene Nacht in meiner Höhle zu groß, ich ging daher auf Deck; Herr Eckstein, dem es gerade so ging, legte sich zu mir, und wir unterhielten uns gemüthlich bis gegen Morgen, wo die Natur ihr Recht forderte. Es sind mehrere Schiffe in der

Nähe, da dieselben aber nur von der obersten Mastspitze zu sehen sind, kletterte ich hinauf: ein paar Matrosen kletterten mir rasch nach um mich festzubinden; gelingt ihnen das, so muß man sich nach Schiffssitte aus ihrem Reich durch irgend etwas auslösen oder loskaufen; ich hatte keine Ahnung von ihrer Absicht, ließ sie also ruhig kommen und wurde unversehens festgebunden; ich löste mich mit einer Bowle Punsch aus, die heute Abend bei dem schönen Mondschein, einer tropischen Nacht geleert wurde. Ich erlaubte mir dabei einen kleinen Toast auf das Wohl der daheim gebliebenen Lieben zu bringen, der mit stürmischen Applaus und Leeren aller Gläser beehrt wurde. So muß man sich die traurigen Stunden einer Windstille unter dem Aequator mit Erinnerung versüßen.

Mittwoch den 1. August.

Alles noch im alten Schlendrian, der Capitän flucht wie ein Rohrspatz, die Sonne sendet ihre sengenden Strahlen, das Schiff gehorcht dem Steuer nicht 2c. 2c. Seit gestern Mittag sind wir nur eine deutsche Meile vorwärts gekommen, dagegen aber circa 11 deutsche Meilen nach Osten getrieben. Wir haben 29° R. im Schatten und 35° R. in der Sonne. Unser Wasser ist ganz faul und stinkt fürchterlich, es ist ein Glück, daß wir letzthin das Regenwasser gefangen haben. Wenn das noch 8 Tage so fort geht, werden wir wohl zur Genüge erfahren, was eine Windstille unter dem Aequator bedeutet.

Donnerstag den 2. August.

Gestern Abend stellte sich nach einer erstickenden Hitze etwas Regen ein, auf den in der Nacht eine frische Brische folgte. Wir legten sofort Cours West halb Nord an, um die verlorenen 3° wieder zu erlangen und hoffen, falls der Wind noch 24 Stunden steht, damit fertig zu werden; wir hätten dann bis jetzt hier circa 11 Tage verloren, wogegen nicht viel zu sagen ist.

Freitag den 3. August.

Der Wind hat, Gott sei Dank, angehalten und wird uns wohl, da er mit nicht geringer Heftigkeit weht, bis zum Passatwind bringen; wir legen wieder einmal 5—6 Meilen zurück, was gleich wieder frischen Muth macht. Da wir in einem Winkel von nur einigen Graden mit dem Winde steuern müssen, die Segel in Folge dessen ganz seitwärts stehen, so liegt auch das Schiff ganz auf der Seite und zwar so, daß der Spiegel des Meeres mit dem Deck gleich, ja

oft mehrere Fuß höher steht, und jede Woge darüber hinausgeht; es ist daher auf dem ganzen Schiff kein trocken Plätzchen, selbst bis in die Cajüte spritzt der Schaum der Wogen. Es finden sich nun auch einige Kranke am Bord ein; ein Deckjunge hat das kalte Fieber ziemlich stark, ein Halbmatrose einen dicken, schwärenden Finger und der Segelmacher eine stark geschwollene Backe, die der Sage nach von Einfluß des Mondes herrühren soll.

Samstag den 4. August.

Wind noch immer gut; er scheint schon Passat zu sein, da er beständig ist und die Stärke eines Passatwindes hat. Wir sind nun auf 4° nördl. Breite und marschieren munter der Linie zu. Es sind noch zwei Schiffe an unserem Horizont.

Sonntag den 5. August.

Da haben wir nun wirklich den Passatwind erreicht, die ersten 3 Wochen wird's also so fortgehen; das Schiff macht 6 Meilen stündlich. Das Wichtigste des heutigen Tages ist, daß eine Auseinandersetzung der verschiedenen Parteien und in Folge derselben eine Aussöhnung stattgefunden hat. Ich nahm heute Mittag, als die Herren sich wieder moquirten, Gelegenheit, denselben derb meine Meinung zu sagen, womit ich bisher, um Streit zu vermeiden, hinter dem Berge gehalten hatte, ich verbat mir ernstlich ihre Sticheleien, Hofmeistern ꝛc.; die Folge davon war, daß sie sich entschuldigten und versprachen in Zukunft gute Kameradschaft zu halten und mich wieder zu ihren Spielen einluden. Ich versprach denn auch meinerseits Alles zur Erheiterung unserer 6 monatlichen Gefangenschaft beizutragen und werde mich wirklich bemühen, möglichst liebenswürdig zu sein, da eine Uneinigkeit in unserem Falle doch gar zu viel Unangenehmes hat. Schließlich wurde eine Flasche geleert und aller Groll hinabgespült, auf wie lange?

Montag den 6. August.

Heute Mittag Punkt 12 Uhr haben wir die Linie passirt. Festlichkeiten haben nicht stattgefunden, da der Capitän wegen zu vieler Arbeit keine Stunde freigeben wollte. Herr Eckstein und ich haben die nöthigen Ingredienzen zu einem Punsch gegeben, der heute Abend auf das Wohl unserer Lieben und einen guten Ausgang unserer Unternehmungen getrunken werden soll. Soeben habe ich meinen Stall einmal gründlich gesäubert. Die Billion Wanzen, die mein Lager

theilten, ließen mir keine Ruhe mehr; ich habe alle Fugen, Ritze ꝛc. mit Terpentin ausgeschmiert, mein ganzes Bettzeug gereinigt und hoffe nun einige Zeit Ruhe zu haben, zumal es immer kälter wird, jemehr wir nach Süden kommen.

Dienstag den 7. August.

Wir haben den gestrigen Abend wirklich ganz gemüthlich verlebt, der Punsch war gut und reichlich; nach den üblichen Toasten brachte ich die ganze Sippschaft durch einen Toast auf das Wohl der Lieben zu Hause in einen gemüthlichen Zustand, der Erinnerung an vergangene schöne Tage; es wurden Geschichten erzählt, Lieder gesungen, kleine Maskeraden gemacht ꝛc. Wir blieben so bis nach Miternacht zusammen und ich muß gestehen, kein Mann hat über die Stränge gehauen, es hätte sich Niemand besser betragen können. Der Capitän nahm an unserer Gesellschaft gar keinen Theil, warum wissen wir nicht, brummt aber heut den ganzen Tag. Ich hatte gestern Abend Gelegenheit das Südkreuz, ein schönes Sternbild, zu sehen, dasselbe war ungefähr eine Stunde sichtbar.

Mittwoch den 8. August.

Der Wind ist etwas flauer geworden, wir machen nur noch 4 Meilen. Die See kommt von vorne und geht häufig über Deck. Das Wetter ist sehr schön. Gestern Abend hatten wir einen prachtvollen Sonnenuntergang und nachher einen schönen klaren Sternhimmel. Ich stehe jetzt Morgens um sechs Uhr mit der Sonne auf, treibe dann, außer bei dem Kaffeetrinken, bis gegen Mittag Englisch und führe mein Journal, Nachmittags lese ich bis gegen $^1/_2$4 Uhr, dann wird Whist gespielt. Um $^1/_2$7 Uhr nach Sonnenuntergang wird Thee getrunken und nachher sitzen oder spazieren wir so gut es geht auf Deck. Die Zeit wird doch auf diese Weise regelmäßig todt geschlagen, wenn auch höchst einförmig.

Donnerstag den 9. August.

Der Capitän brummt nach der Schwierigkeit, da der Wind schlecht ist und, um wenigstens nicht zurück zu treiben, nach Brasilien, anstatt nach dem Cap gesteuert werden muß; wir sind ungefähr 5° südlich des Aequators. Die Steuerleute lassen das ganze Schiff von oben bis unten revidiren, für die alten Raaen neue setzen, Segel flicken ꝛc., da wir, allem Ermessen nach am Cap harte Stürme haben werden. Die Hitze ist 22—23° im Schatten. Heute haben

wir zum ersten Male frisch gebackenes Brod bekommen, ein wahres Labsal. Unsere Kost wird im Ganzen immer schlechter; dazu wird man mehr mit den Einzelnheiten derselben bekannt, so daß wir Drei, anstatt wie gewöhnlich auf See starken Appetit zu haben, beinahe gar nichts mehr essen. Man braucht übrigens auch nur Koch und Cajütenjungen zu sehen, die sich höchstens alle Sonntage einmal waschen und aller Appetit ist vorbei. Während den 6 Wochen unserer Reise haben wir noch immer dasselbe Tischtuch gehabt.

Freitag den 10. August.

Der Wind ist noch immer schlecht, wir machen nur 4 Meilen nach Südwesten. Die Matrosen sind alle ärgerlich auf den Capitän, da ihnen die Behandlung zu schlecht ist, keiner von ihnen wird noch eine Reise mit ihm machen; auch hörten wir, daß die erste Mannschaft in Hamburg, als sie erfuhr, daß dieser Capitän die Reise mitmache, mitsammt den Steuerleuten das Schiff verlassen hat, da sie den Capitän schon genügend kannte. Dem 2. Steuermann, der mit dem Capitän unter einer Decke liegt, und sowohl den 1. Steuermann wie die Mannschaft bei demselben immer verläumdet, sind schon eine gute Tracht Prügel versprochen, sobald wir landen.

Samstag den 11. August.

Der Wind wird immer schlechter, wir sind nur noch 12 deutsche Meilen von Brasilien, auf der Höhe von Pernambuco. Der Capitän schimpft und schlägt 2c. 2c. Das Schiff macht kaum 4 Meilen. Eben sind die Segel gewendet, d. h. auf die andere Seite des Schiffes gestellt worden; wir steuern nun ganz östlich nach Afrika.

Sonntag den 12. August.

Wir sind seit gestern über eine deutsche Meile nach Norden getrieben, da der Wind ganz conträr ist. Heute Mittag schmeckte uns das Essen außergewöhnlich schlecht, so daß wir nach der Ursache frugen und zu unserem größten Erstaunen erfuhren, der Capitän habe Befehl gegeben, Alles mit Seewasser zu bereiten, welches bisher nur bei einigen Speisen der Fall war. Bei den Vorstellungen die wir dem Capitän darüber machten, wurde derselbe höchst heftig, schlug mit der Faust auf den Tisch und schwur, daß nur er hier zu befehlen habe und daß an seinen Befehlen nichts geändert würde, ja er drohte mir sogar mit dem Messer in der Hand; ich verbat mir das ganz einfach und sagte ihm, ich hätte ihm nun meine Ansicht

mitgetheilt und würde ihn auf der Reise, einerlei ob er sie beherzigt oder nicht, nicht weiter behelligen, zugleich aber auch, ich würde mich erkundigen, was einem Passagier I. Klasse zukäme, habe er das nicht gegeben, so würde ich sein ganzes Benehmen in den Hamburger Blättern bekannt machen. Meine Leidensgefährten stimmen mir vollkommen bei. Heute Nachmittag kam ein französisches Schiff an uns vorbei, mit dem wir Signale wechselten.

Montag den 13. August.

Wir treiben immer weiter zurück, der Capitän wird immer brummiger. Wir erhalten nun Morgens nicht mehr als ½ Tasse Kaffee und Abends ½ Tasse Thee, von wenigen Tropfen Wasser, um den Mund zu spülen, darf keine Rede weiter sein. Dabei ist zu bemerken, daß der Capitän sich durchaus nichts abgehen läßt, sondern sich in seiner Cajüte an Allem gehörig labt. Er behauptet, trotz Herrn Brauß, daß er uns nichts Besseres geben könne, da das Schiff zu schlecht verproviantirt sei; Wein habe er durchaus nicht nöthig uns vorzusetzen. Wo mag das endigen?

Dienstag den 14. August.

Der Wind ist etwas besser, daher auch die Laune des Capitäns; er hat seinen Befehl schon etwas gemildert, die Kartoffel werden wieder in Süßwasser gekocht, doch mehr wie ½ Tasse Thee oder Kaffee jedesmal bekommen wir noch nicht. Meine Beschwerde über das Essen im Allgemeinen hat auch etwas geholfen, die Ueberbleibsel von Fleisch 2c., die uns sonst 8 Tage und länger vorgesetzt wurden, sind fort geblieben und an die Stelle derselben Wurst und Schinken getreten, ein Zeichen, daß dieselben doch an Bord sind, auch erhalten die Speisen etwas Butter, was sonst nicht passirte. Es hatte sich herausgestellt, daß die Matrosen meist ein besser Essen hatten als wir. Der Capitän sondert sich nun ganz von uns ab, bietet weder guten Morgen noch guten Abend und schwätzt mit Matrosen und Steuerleuten, womit er sich bisher nur zankte. Er benimmt sich überhaupt so kleinlich, daß mir die ganze Sache höchst lächerlich wäre, wenn mein Magen etwas besser dabei fortkäme, aber der brummt und das gewaltig.

Mittwoch den 15. August.

Der Wind scheint sich halten zu wollen, was Gott geben möge. Wir sind auf dem 13° südl. Breite und steuern nach Süden. Eine schöne Genugthuung haben wir gehabt, Herr Eckstein nämlich, der

sich zwar unseren Protestationen bezüglich der Kost angeschlossen, aber Herrn Hermens und mich das Wort führen ließ, wurde vom Capitän bei Seite gerufen und bevollmächtigt, sich von dem Cajütenjungen, der dazu instruirt sei, Alles, was nur sein Herz wünschen möge, geben zu lassen, was Herrn Hermens und mir verweigert wird. Ist das nicht läppisch? der Capitän scheint sich also dieser Seite, für den Fall wir uns an Land beschweren, sichern zu wollen. Seit einigen Abenden haben wir kurz nach Sonnenuntergang einen prachtvollen Himmel, der wohl nur in den Tropen vorkommen kann, die Luft erscheint glühend, die Wolken sind eigenthümlich gefärbt, bald grellroth, dann lilla, dann dunkel mit rothen Rändern 2c.; solche Lichteffekte mit ihrem unheilverkündenden Schein würden passenden Stoff zur Beleuchtung eines Schlachtfeldes oder irgend einer blutigen That sein.

Donnerstag den 16. August.

Die Gelegenheit ist noch immer ziemlich; wir marschiren mit einer Geschwindigkeit von vier Meilen nach Süden. Das Wetter ist heute trübe; es wäre zu wünschen, daß es einmal regne, aber in den Passaten ist das nicht leicht zu erwarten. — Cousine Louise muß ihr Wort, jeden Tag ein Stück Fleisch für mich mit zu essen, wohl schlecht halten, denn ich werde immer magerer; oder sollte sie des Guten vielleicht zuviel thun? Es scheint mir, wir wechseln die Rollen, nur daß ich anstatt bleich — braunsüchtig bin. Eine gute Eigenschaft besitze ich, bei allem Elend ist mein Humor unverwüstlich, wahrscheinlich ein Erbtheil meiner seligen Mutter. — Die Matrosen fangen langsam an die Segel abzunehmen und die sogenannten Capsegel aufzuhängen (eine stärkere Sorte, die eher einem Sturme die Stirne bieten können); wir werden wohl einige Tänze am Cap durchmachen müssen (Pflichttänze).

Freitag den 17. August.

Gestern Abend kam ein amerikanisches Schiff ganz nahe an uns vorbei, schien aber nur seine Nationalflagge zu haben, da es keine andere aufzog. Der Wind hat sich wieder aufgemacht, ja ist sogar zu einem kleinen Sturme geworden, so daß wir kaum mit ein Viertel der Segel fahren können. Allgemach fängt es an etwas kälter zu werden und hoffe ich mit der Wärme auch die Hitzpocken abziehen zu sehen, die mich in letzten acht Tagen nicht wenig gequält haben. — Die Matrosen sind an den Pumpen; wir haben ca. ein Fuß Wasser im Raum.

Samstag den 18. August.

Es geht noch immer ziemlich rasch voran. Das Wetter ist unbeständig, momentane Regenschauer wechseln mit Sonnenschein. Diese Nacht wären wir beinahe lautlos von dieser Erde verschwunden. Der Ausgucker vorne hatte nicht aufgepaßt, ein großes dreimastiges Vollschiff kam uns plötzlich so nahe, daß nur die sofortige Coursänderung von Süd nach West uns von dem unvermeidlichen Untergang rettete. Eine Minute später und wir schliefen jetzt alle den Todesschlaf auf kühlem Meeresgrunde. Der Dreimaster hatte den Vortheil des Windes und der Größe, so daß bei einem Zusammenstoß bei der beiderseitigen Schnelligkeit und der stockfinstern Nacht für uns keine Rettung gewesen wäre; er kam selbst bei der Coursänderung so nahe an uns vorbei, daß wir bei Tage die Personen hätten erkennen können. Heute Morgen kam wieder ein Schiff ganz dicht an uns vorbei, dieselben kommen wahrscheinlich von Rio de Janeiro, Buenos-Ayres oder Valparaiso.

Sonntag den 19. August.

Der Wind ist etwas schwächer geworden; die Sonne sendet wieder ihre Strahlen auf unsere Häupter. Es war heute ein großer Fisch in unserer Nähe, ob Hai oder Walfisch konnten wir nicht genau unterscheiden.

Montag den 20. August.

Heute Morgen haben wir den Wendekreis des Steinbocks passirt, wir sind nun auf der Höhe von Rio de Janeiro, doch ca. 20 deutsche Meilen östlich davon entfernt. Land haben wir seit den Cap Verdischen Inseln noch nicht wieder gesehen. Der Wind hat nachgelassen, wir sind ein Spielball der Wogen. Die Sonne ist glühend.

Dienstag den 21. August.

Gestern waren zwei Monate seit unserer Abreise von Hamburg verflossen; geht es so fort wie bisher, so haben wir kaum ein Drittel der Reise vollendet — vielversprechende Aussicht! Der Wind hatte sich gestern Abend etwas aufgemacht, hat aber heute Morgen wieder nachgelassen. Eben zeigte sich ein Seevogel und eine Menge Delphine. Ich habe heute Waschtag und habe eben meine Wäsche zum erstenmale durchgezogen — ein sauer Stück Brot bei der Hitze.

Mittwoch den 22. August.

Der Blasius ist zwar schwächer aber doch in seiner Richtung etwas günstiger geworden, so daß wir jetzt drei Meilen rasch direkt

auf's Cap zulaufen. Bis zum Cap haben wir bei Berechnung der Diagonale noch ca. 48° oder 720 deutsche Meilen; da wir nun, wenn es gut geht, 2° täglich machen, so würden wir in 24 Tagen da sein und somit den halben Weg in ca. drei Monaten zurück gelegt haben. Heute flogen eine Menge Cap'sche Tauben um das Schiff.

Donnerstag den 23. August.

Diese Nacht schien ein kleiner Sturm mit Regen im Anzuge zu sein. Der Capitän ließ in seiner Herzensangst alle Segel einreffen und — der Sturm kam nicht und der Regen blieb aus. Wir liegen jetzt wieder todtstill; unsere Reise ist wahrlich nicht vom Glück begünstigt. Eben waren einige sonderbare Fische zu sehen. Dieselben hatten gelbe Schwänze, papageiblauen Rücken, etwas hellere Floßen und schneeweißen Bauch und waren 3—4 Fuß lang. Bescheidenheit ist nie eine meiner Eigenschaften gewesen, wenn Ihr aber jetzt meine bescheidenen Wünsche kennen lerntet, würdet Ihr mich für ein Muster halten. Ein Mittag- oder Abendbrod an Eurem Tisch und eine ruhige Nacht würden mich für lange glücklich machen.

Freitag den 24. August.

Heute Morgen hat sich etwas Brise eingefunden, obgleich vorläufig wenig Aussicht da ist, dieselbe zu behalten. Die Wackelei des Schiffes hat bald den höchsten Grad erreicht; es legt sich zuweilen so auf die Seite, daß die Querstangen (Raen) an den Masten und die Segel in's Wasser schlagen. Wenig fehlte und zwei Matrosen wären durch diese Wackelei über Bord gegangen. Cap'sche Tauben fliegen nun fast beständig um uns herum; dieselben sind etwas größer wie die gewöhnlichen Tauben, regelmäßig schwarz und weiß gefleckt, haben einen langen spitzen Schnabel, große schwarze Augen und fliegen oder vielmehr stoßen ohne Flügelschlag wie die Habichte, sind sie ermüdet, so setzen sie sich auf's Wasser und lassen sich treiben.

Samstag den 25. August.

Gestern Abend stellte sich nach einem halbstündigen Regen ein heftiger Nordwest ein, der uns mit einer Geschwindigkeit von circa 10 Meilen vor sich hertrieb. Heute hat er den ganzen Tag zu unserer größten Freude angehalten, ist nur nach Südwest übergegangen. Das Meer, durch den Wind aufgeregt, gewährt einen ergreifenden Anblick; man könnte wohl mit Schiller sagen: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget,

Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt, Und Well' auf Well' sich ohne Ende dränget Und will sich nimmer erschöpfen und leeren Als wollte das Meer noch ein Meer gebären". Die ganze Fläche ist ein Schaum, der die Sonnenstrahlen zurückwerfend, das Auge blendet; die Wellen sind haushoch und incommodiren uns ganz ungenirt; eine nahm sich sogar die Freiheit über die Cajüte und durch das Fenster in dieselbe hinein zu spazieren und einige Zoll Wasser in derselben zu hinterlassen, glücklicherweise ist sie mir nicht in's Bett gekommen.

Sonntag den 26. August.

Der Wind herrscht zwar noch mit derselben Heftigkeit, ist aber leider ganz nach Süden gegangen, so daß wir wieder nach Osten steuern müssen. Die See kommt von vorne und wir haben weniger davon zu leiden, doch wollen wir gerne alle Tage einmal naß werden, wenn's nur rasch voran ginge. Das Schiff arbeitet fürchterlich und stöhnt und seufzt an allen Ecken und Enden, macht aber doch nicht mehr als 6—7 Meilen. Der vorgestrige Regen hat außer Wasser auch Brod gebracht, d. h. der Capitän läßt wieder einmal welches backen, mir wässert schon der Mund darnach.

Montag den 27. August.

Der Wind, der Wind, das böse Kind, hat wieder ganz nachgelassen; wir machen höchstens drei Meilen. Es ist in Folge dessen auch heute wieder wärmer, da mit dem Südwind eine plötzliche, daher empfindliche Kälte eingetreten war. Wir sind 26½° südlicher Breite und 22° westlicher Länge von Greenwich oder 4° von Ferro. Heute wurde eine Taube gefangen, dieselbe war, wie ich sie schon beschrieb; sie hatte Schwimmhäute zwischen den Zehen.

Dienstag den 28. August.

Man soll den Tag nie vor dem Abend loben und ebenso umgekehrt. Ende gut Alles gut. Gestern Abend stellte sich wieder eine fixe Brise in günstiger Richtung ein und steuern wir nun wieder munter sechs Meilen rasch direkt dem Cap zu. Der arme Junge, der mit dem kalten Fieber behaftet ist, hat heute wieder einen starken Anfall bekommen und phantasirt fürchterlich.

Mittwoch den 29. August.

Freund Aeolus hat uns wieder gänzlich verlassen; das Schiff liegt still und steuert gar nicht mehr; die See ist ruhig ohne eine

einzige weiße Spitze. Der Tag ist schön, die Wärme gemäßigt; wir haben hier Winter, da die Sonne noch nördlich des Aequators ist. Wir sind 28½° südlicher Breite und 1° östlicher Länge von Ferro.

Donnerstag den 30. August.

Etwas Wind hat sich wieder eingestellt, obgleich die Richtung nicht besonders günstig ist. Sehr auffällig ist das häufige Wechseln des Windes unter diesem Himmelsstrich; in der Regel bläst er längere Zeit aus einer Gegend, wogegen wir ihn alle Tage von anderer Seite haben.

Freitag den 31. August.

Ich habe eine höchst unruhige Nacht verlebt, kein Auge zugemacht und bin sehr abgespannt. Der Wind hatte die Nacht an Heftigkeit zugenommen, riß ein neues Segel in Fetzen und warf das Schiff ganz auf die Seite. Mir passirte nichts Besonderes, außer daß der Inhalt meines Waschbeckens über Kopf und Hals in's Bett gestossen wurde und ich einige Beulen davon trug. An Schlaf war nicht zu denken; zudem wurde ich auch durch den Gedanken wach gehalten, eine 200 Pfund schwere Kiste mit Pulver, die sich gerade unter meinem Bette befindet, könne sich durch das Hin- und Herwerfen entzünden und uns in das Reich des Cocytus befördern. Der Spektatel hatte jedoch eine andere Ursache. Die Kisten der Matrosen und andere weniger feststehende Sachen hatten Veranlassung genommen, ihre Plätze zu wechseln und spazierten theils, theils schwammen sie auf Deck umher. Der Wind ist heute Morgen gut, wir machen acht Meilen und befinden uns 3½° östlich von Ferro und 30½° südlich.

Samstag den 1. September.

Noch immer Wind genug; derselbe ist aber leider wieder ganz südlich und hat solche Kälte mitgebracht, daß wir alle dicke Winterkleider anhaben. Außer vielen Tauben fliegen heute auch ein Albatroß, drei große braune Möven und zwei kleine silbergraue Möven um das Schiff. Die Tauben kommen so nahe, daß ich eine mit einem Stocke, an den ich ein Stück Kordel gebunden hatte, welches sich beim Schlagen um die Flügel wickelte, fing.

Sonntag den 2. September.

Nach allem Ermessen muß auf der Stelle, wo wir uns jetzt befinden, kürzlich ein großer Sturm gewesen sein oder lange heftiger

Wind geherrscht haben; die Wogen sind berghoch und die Zwischenräume abgrundtief, trotzdem wir heute totale Windstille haben. Wir sind ca. 7° östlich von Ferro und 31° südlich.

Montag den 3. September.

Die Nacht hat sich ein heftiger Nordwind eingestellt, so daß alle Segel bis auf drei abgenommen wurden; mit diesen dreien machten wir aber noch $8^1/_4$ Meilen. Es scheint der Capitän befürchtet Sturm, er läuft alle Augenblicke nach dem Barometer, läßt Raaen abnehmen ꝛc. Die See ist natürlich sehr erregt, die Wellen sind zahlreicher aber kleiner wie gestern. Die Schaukelei des Schiffes ist furchtbar; ich habe alle Noth mit dem Schreiben meines Tagebuches fertig zu werden, meine schriftlichen englischen Studien habe ich unterbrechen müssen. Wir haben 14° R. in der Sonne. Der Barometer steht auf 29.

Dienstag den 4. September.

Unsere Wünsche sind einmal in Erfüllung gegangen; wir haben Wind in Hülle und Fülle und laufen bei drei halbeingerefften Segeln 8—9 Meilen. Die See kocht und schlägt beständig über Bord, zuweilen sind gegen 3 Fuß Wasser auf Mitteldeck. Das Schiff hat 100 Fässer Theer geladen, von denen einige, wie viel ist nicht zu ermitteln, entzwei gegangen sind. Der Theer hat sich nun mit dem Wasser im Raume vermischt und als die Matrosen heute pumpen sollten, die Pumpen natürlich total verstopft. Würde das Schiff nun leck, so wäre an Rettung bei der großen Entfernung vom Lande nicht zu denken. Eben hat mich eine Woge auf Hinterdeck so durchnäßt, daß ich keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte.

Mittwoch den 5. September.

Die Nacht war zwar schlecht, da wir aber mit den drei kleinen Segeln noch immer acht Meilen machen, bin ich doch gut aufgelegt. Wir sind auf 35° südlicher Breite und 19° östlicher Länge von Ferro. Der Aufenthalt auf Deck ist sehr unsicher, des überkommenden Wassers wegen, und in der Cajüte ist es höchst ungemüthlich, da alles dicht zugemacht und die Luft zum Ersticken ist. Doch sind das alles Nebensachen, die Hauptsache ist vorwärts, vorwärts. Heute sind es bereits drei Monate, daß ich von Hause fort bin und noch weiß ich nicht, ob die Hälfte der Reise hinter mir ist.

Donnerstag den 6. September.

Der Wind herrscht noch mit derselben Heftigkeit, ist aber ganz nach Süden gegangen. Die Aussichten auf bessere Witterung sind

dadurch bedeutend gefallen. Der Barometer fällt auch beständig. Sollte es wirklich so fort gehen, werden wir wohl genöthigt sein, das Ruder fest zu binden und das Schiff Wind und Wetter zu überlassen. Ich könnte Euch jetzt schon ein Stückchen von zerbrochenen Raaen, pfeifenden Tauen, Gestöhn des Schiffes, Toben des Sturmes, Geheul der Wogen, aschgrauem Himmel, Ueberstürzen der See ꝛc. erzählen, womit wir seit Montag zu thun haben, bin aber überzeugt, noch besseren Stoff zu bekommen, ehe wir um's Cap sind. Alle bisher gefundenen Unannehmlichkeiten stellen sich jetzt in bedeutend größerem Maßstab ein, da wir nun (mit Ausnahme der wenigen Augenblicke, die ich noch immer auf Deck bin) auf die äußerst kleine Cajüte beschränkt sind. Das Wasser hat sich auf irgend eine Weise Zugang zu meinem Bette verschafft, und wenn es sich auch nur tropfenweise einstellt, so ist doch, so lange die See überkommt, an keinen ruhigen Schlaf zu denken, da das Leck sehr schwer zu finden ist.

Freitag den 7. September.

Der seit Montag herrschende Sturm hatte für die Nacht seine Kraft aufgespart, von den drei halben Segeln wurden noch zwei abgenommen und das dritte noch kleiner gemacht, darauf wurde das Schiff unter den Wind gebracht und die Sache nahm ihren Anfang. Da es Nacht war und ich der überstürzenden See halber in der Cajüte bleiben mußte, kann ich keine rechte Beschreibung davon geben. Der Wind war sehr heftig (bei Euch würde man ihn wohl Orkan genannt haben), die Wogen überboten sich gegenseitig an Höhe und Stärke, die Taue pfiffen, das Schiff stöhnte; kurzum, es war ein solches Getöse, daß man in der Cajüte sein eigen Wort nicht hören konnte. Das Schiff schaukelte derart, daß wir bald auf der einen Wand, bald auf der Anderen senkrecht standen. So ging das die ganze Nacht durch; der Himmel war bleifarbig; es blitzte und donnerte nicht, obgleich wir den Donner kaum hätten hören können. Heute Morgen geht es etwas besser; die Sonne scheint einmal wieder; wir liegen noch immer unter dem Winde, d. h. so, daß uns der Wind, der südlich ist, ganz von vorne kommt; wir kommen deßhalb auch nicht voran, sondern treiben mit den Wogen. Ein großer dreimastiger Engländer, nach dem Cap bestimmt, schoß eben wie ein Pfeil an uns vorbei; — wir können nicht nach dem Cap steuern, da wir sonst später mit der Strömung Schwierigkeiten haben würden. Die See ist noch ungemein erregt; eben kam wieder eine Welle über

das Hinterdeck, durch Thüren und Fenster in die Cajüte. Der Barometer ist zwar wieder im Steigen, doch traue ich der Sache noch nicht. Wir haben in der Cajüte, wo doch sieben Menschen so zu sagen sich beständig aufhalten, kaum 11° Wärme; Ihr könnt Euch also, wenn Ihr noch bedenkt, daß dieselbe halbdunkel ist und mit jeder Woge Wasser hinein kommt, unsere Annehmlichkeiten vergegenwärtigen.

Samstag den 8. September.

Wie wohl ich mich körperlich befinde könnt Ihr Euch denken, da ich trotz allem Sturm, Getöse, nassem Bette &c. von gestern Abend 9 Uhr bis heute Morgen 10 Uhr ununterbrochen geschlafen habe und noch länger ausgehalten hätte, wenn ich nicht von meinen Gefährten geweckt worden wäre. Ich wünschte nur, von Eurem Wohlsein dieselbe Gewißheit zu haben. Der Sturm hat nur wenig nachgelassen, doch führen wir wieder drei Segel und können wir wieder steuern. Die Wogen haben noch immer große Kraft; eine, die recht von der Seite kam, schlug einen Theil der Verschanzung ein; eine andere hob den Zimmermann, einen vierschrötigen Burschen, etwa 10 Fuß hoch und würde ihn mitgenommen haben, hätte er sich nicht an einem Taue festgehalten; ein anderer Matrose wurde so hingeworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Weiteres Unglück haben wir, Gott sei Dank, nicht zu beklagen.

Sonntag den 9. September.

Nachdem es die ganze Woche gestürmt und getobt ist heute plötzliche Windstille eingetreten, so daß wir mit 19 Segeln kaum zwei Meilen machen. Der Himmel ist noch immer umwölkt, die See beruhigt sich aber allgemach. Lange wird es wohl nicht so fort gehen, da in einigen Tagen Neumond ist und mit demselben Witterungswechsel eintritt. Am angenehmsten ist es mit halbem Sturm bei mittelmäßiger See 8—9 Meilen zu machen; doch passirt das nur vor oder nach einem Sturme. — Obgleich ich es als Passagier nicht schlechter haben kann, so finde ich doch am Seeleben viel Geschmack und möchte fast bedauern, daß ich früher, als ich noch wählen konnte, meinem Trieb dazu nicht folgte; es hat für mich einen eigenen Reiz, dieses fast beständige Kämpfen mit dem entfesselten Elemente.

Montag den 10. September.

Ein heftiger Nordost hat sich die Nacht eingestellt, in Folge dessen die Segel wieder bis auf fünf reduzirt wurden; wir machen

neun Meilen. — Heute wurde ein Schwein geschlachtet, dasselbe wog 41 Pfund, eine höchstens zwei Mahlzeiten also für 16 Personen — doch immerhin einmal eine Abwechselung. — Soeben kommt der Obersteuermann zu mir und bittet mich, ihn, falls er am Loggen wäre d. i. die Schnelligkeit des Schiffes zu messen, nicht mehr zu fragen, wie rasch es ginge, da ihm der Capitän gesagt, er habe nicht nöthig uns darüber Rechenschaft zu geben. Ein Pröbchen der Höflichkeit unseres Capitäns.

Dienstag den 11. September.

Der Nordost ist plötzlich nach Westen gegangen; die See fängt wieder an unruhig zu werden; der Barometer fällt; die Seevögel flattern ängstlich schreiend umher — alles Anzeichen, daß der Tanz bald wieder losgeht. Das Wetter ist heute regnerisch und unfreundlich, auch kommen wieder Wellen über, so daß wir in die Cajüte gebannt sind. Wir sind auf 32° östlicher Länge von Ferro und 38° südlicher Breite.

Mittwoch den 12. September.

Unsere Vermuthungen bestätigen sich, diese Nacht hatten wir wieder einen starken Sturm, der auch heute noch zuweilen mit solcher Heftigkeit einsetzt, daß wir mit zwei kleinen Segeln 9—9$^1/_2$ Meilen machen. Das verhindert aber doch nicht, daß uns größere Schiffe wie Hasen an Schnecken vorbeilaufen, was uns heute zweimal passirte. Es ist nichts ärgerlicher wie das. Das Wetter ist unfreundlich und bringen die heftigen Regenstösse allemal ebenso heftige Regenschauer mit.

Donnerstag den 13. September.

Es scheint hier am Cap stets eine höchst unbeständige Witterung zu sein. Wir haben heute wieder beinahe gar keinen Wind und schlendern höchstens drei Meilen; dabei ist die See noch durchaus nicht ruhig, tummelt uns im Gegentheil, da sie von vorne kommt, wie bei einem heftigen Wind. Wir haben seit vorgestern nur 4$^1/_2$°, trotz den kleinen Graden, nach Osten gewonnen, sind dagegen $^1/_2$° wieder zurück nach Norden getrieben.

Freitag den 14. September.

Seit 12 Stunden nicht vom Fleck gekommen, die Luft ist todt, das Meer wie ein Landsee; wären wir unter der Linie, würden wir vor Hitze ersticken, da der Himmel ohne Wölkchen ist; hier haben wir jedoch nur 12$^1/_2$° Wärme. Ob die Elemente ihre Kräfte wieder zu einer neuen Anstrengung sammeln? Der Barometer steigt fort=

während; doch soll es, selbst wenn er außergewöhnlich hoch steht, hier ganz artig wehen können.

Samstag den 15. September.

Gestern Abend stellte sich ein heftiger Südostwind ein, der uns mit nicht geringer Geschwindigkeit nach Südosten trieb und zwar gerade auf eine Sandbank zu, die sich südlich vom Cap mehrere Grade breit hinzieht. Der Capitän glaubte vor der Bank herzukommen, es gelang aber nicht; die Brandung an derselben war zu hoch; wir mußten deshalb Kehrt nach Südwesten machen. Der Wind hält heute den ganzen Tag an; der Barometer fällt rapid; ein Sturm ist im Anzug.

Sonntag den 16. September.

Wir hatten die Nacht einen fürchterlichen Sturm. Kaum lag ich im Bette, als das Schiff auf einmal einen Stoß erhielt, auf welchen ein Krachen folgte, als wenn ein Kanonenschuß an meinen Ohren abgefeuert worden wäre. Die Wogen rissen einen Theil der Verschanzung fort. Es folgte nun Schlag auf Schlag; Ketten und Taue fielen mit donnerndem Gepolter auf Deck; die Wellen kamen über, daß die Leute bis an die Brust im Wasser standen; es donnerte und blitzte zwei Stunden lang ohne aufzuhören; dann kam ein Hagelwetter sondergleichen. Der Wind hatte eine solche Macht, daß er eine ein Viertel Zoll dicke Scheibe, die noch durch Kreuzhölzer geschützt war, entzwei drückte und nun in der Cajüte die Vorhänge an den Fenstern entzwei riß. Durch das kapute Fenster drang das Wasser in die Cajüte, so daß über sechs Zoll darin waren und es heute Morgen mit Eimern ausgeschöpft wurde. Der Capitän mußte wohl irgend welche Fehler gemacht haben, die Leute wollten nicht mehr arbeiten, forderten zu trinken und wollten Alles treiben lassen; mit Mühe nur wurden sie beruhigt. Heute noch dauert der Tanz immer fort; der Horizont ist vom Meer nicht zu unterscheiden; der Wind läßt nicht nach und der Barometer fällt beständig. Die See ist erschrecklich, einzelne Wogen sind höher wie die Masten; Alles, was nicht fest war auf Deck, ist fortgeschwemmt; es herrscht eine schreckliche Unordnung. Der Koch ist von einer Woge so hingeworfen worden, daß ihn die Leute fischen und in's Logis tragen mußten; an warmes Essen ist nun heute nicht zu denken. Wirklich komisch benimmt sich der Capitän bei der Geschichte; er sitzt angethan mit allen seinen Regenkleidern im Sopha in der Cajüte und jammert

und zittert; er kuckt beständig nach dem Barometer, wagt sich aber nicht vor die Thür, weshalb die Leute wüthend sind. Das Fluchen hat er ganz aufgegeben, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn — eine bemitleidenswerthe Figur. Meine beiden Reisegefährten sind in ihrem Bette durch und durch naß geworden; mir ist es etwas besser gegangen und bin ich der Einzige, der ziemlich geschlafen hat, sowie auch der Einzige, der noch Courage hat, warum weiß ich selbst nicht.

Montag den 17. September.

Der Sturm und Donner und Blitz hat noch die ganze Nacht mit unverminderter Heftigkeit fortgedauert. Die Verschanzung vorne ist beinahe ganz fort und das Deck eben mit der See, die dann auch ad libitum darüber hinspaziert. Ich schlief den Umständen gemäß ziemlich gut, wurde aber durch einen fürchterlichen Schrei in meinem Schlaf gestört. Eine See kam von hinten, nahm die beiden Leute am Steuer mit nach vorne und wieder mit zurück; die armen Kerle glaubten natürlich nicht anders, als sie würden mit über Bord genommen und schrien jämmerlich; der wachthabende Steuermann hatte die Geistesgegenwart sie zu retten. Das heutige Besteck zeigte, daß wir, anstatt wie der Capitän glaubte, auf 38° südlicher Breite auf 41° waren, soweit haben uns also Sturm und Wogen verschlagen; unsere östliche Länge ist 38°. Vergangene Nacht sind wir in einer Distance von höchstens einer deutschen Meile an einer kleinen öden Felseninsel vorbeigetrieben, also wunderbarerweise dem sicheren Tode entgangen. Wie das schwache armselige Schiff das alles aushält ist unbegreiflich, zumal die ganze Ladung los ist und hin und her kollert; es ist zwar bedeutend leck, hält sich aber ziemlich. Das Barometer fängt heute Nachmittag langsam an zu steigen; wir führen wieder drei Segel; Wind und See sind aber noch sehr erregt und es regnet in Strömen.

Dienstag den 18. September.

Auch diese Nacht noch hatten wir heftigen Sturm mit fürchterlichen Gewittern. Ich war eine Zeit lang an Deck und hatte Gelegenheit zu sehen, wie sich elektrische Funken an den Masten und Raaen sammelten, die sich zuletzt in ein helles Licht, so groß wie eine Laterne, vereinigten. Ich glaubte nichts anders, als nun würde auch der Blitz einschlagen, erfuhr aber auf meine Frage, daß sich diese Funken immer bei Stürmen auch ohne Gewitter einfinden. Es ist heute ruhiger; der Capitän ist wieder an Deck gegangen und fängt

wieder langsam an zu fluchen. Ein erbärmlicherer Mensch ist mir noch nicht vorgekommen. Bei Sturm heult er und verzweifelt, bei schönem Wetter flucht er; dabei hat er die beste Mannschaft von der Welt, wenn die auch den Kopf verloren hätte wie er, sähe es schlimm mit uns aus. Jetzt erzählt er den beiden anderen Herren, die seine Angst wacker theilten, seine früheren Abenteuer und streicht sich dabei gewaltig heraus. Schrecklicher Columbus!! — Das Schiff hat viel Schaden gelitten (der Capitän schätzt ihn auf über 100 Pf. Sterl.). Die ganze Schanzbekleidung an beiden Seiten sowie eine Menge Sachen sind über Bord gegangen; dabei leckt es ziemlich, so daß die Matrosen alle Tage zwei Stunden pumpen müssen (die eine Pumpe ist mit unsäglicher Mühe gereinigt worden). Die See beruhigt sich allgemach, da die Schäden aber vorläufig nicht reparirt werden können, haben wir doch noch immer 1—2 Fuß Wasser auf Deck. Eins halte ich mir aus, macht jemals einer von Euch eine längere Seereise — unter keiner Bedingung mit einer so erbärmlichen Nußschaale wie die, worauf ich bin. Das Schiff muß wenigstens (anstatt wie dies nicht einmal 400) 12—1500 Tonnen halten. Die Matrosen erzählen, es wären Wogen übergekommen, die hätten das Schiff tief mit in's Wasser genommen und wäre der Kasten nicht gar so stark gewesen, so würden wohl jetzt keine zwei Bretter mehr aneinander sein.

Mittwoch den 19. September.

Cousine Louise aus Hadamar hat heute ihren Geburtstag; ich trinke eine gute Flasche Wein auf ihr Wohlsein. Vergangene Nacht hatten wir nochmals ein Gewitter, das sich aber in einen wohlgemeinten Regenguß auflöste. Heute ist es sehr schön, die Luft ist gemäßigt, die Sonne scheint aus klarem, blauem Himmel, die Vögel fliegen munter um das Schiff, Alles hat wieder einen fröhlichen Anstrich. Das Schiff hängt von oben bis unten voll Bettzeug, Kleider, Wäsche 2c. Keiner der Matrosen hat auch nur einen trockenen Faden in seinem Besitz, da alle ihre Kisten im Wasser schwammen; heute wird nun alles getrocknet. Die gestärkten Hemden von mir, die ich aufbewahrt hatte und die unten in meinem Koffer lagen, sind auch alle durch naß geworden und flattern nun lustig an den Tauen; meine Matratze soll wohl schlafen gehen, da sie gar zu naß geworden und faulen wird; meine Decke ist schon wieder trocken. Beim Herausnehmen der Sachen aus dem Koffer habe ich auch einmal gesehen, wie sehr die Seeluft auf dieselben einwirkt; meine Messer sind total

verrostet, die Uhr ist schwarz angelaufen, ebenso die Goldsachen, alle Kleidungsstücke feucht ꝛc., die frische Luft wird denselben gut thun. Wir sind auf 45° östlicher Länge und $37^1/_2$° südlicher Breite, haben also seit vorgestern ziemlich gewonnen; heute Nachmittag wird aber auch der Wind wieder flau.

Donnerstag den 20. September.

Es ist heute regnerisches schlechtes Wetter. Der Zimmermann reparirt das Dach der Cajüte, damit das Wasser nicht mehr so sehr eindringt. Der Barometer fängt wieder an zu fallen; es steckt wieder etwas in der Luft. Eben wurde das zweite und letzte Schwein geschlachtet; die arme Person wog nur einige 30 Pfund.

Freitag den 21. September.

Gestern Abend halb 8 Uhr fiel der Barometer auf einmal fünf Strich; mehrere Gewitter zogen mit Blitzesschnelle zugleich heran; der Wind sprang von Norden nach Südwesten und blies mit solcher Heftigkeit, daß mehrere Sturmsegel in Fetzen davon flogen; ich mußte mich mit beiden Händen am Geländer festhalten, um nicht zu fallen. Die Luft war dick und schwer, es blitzte und donnerte unaufhörlich. Dabei ist der Blitz nicht wie bei Euch ein Strahl im Zickzack, sondern ein Licht, das von einem Punkt ausgehend mit einem Male den ganzen Horizont erleuchtet, etwa wie ein Kronleuchter von einigen hundert Lichtern plötzlich einen bisher dunklen Saal erhellt. Ihr könnt Euch also denken wie grausenerregend es ist, wenn mehrere Gewitter zugleich wüthen. Gegen halb 11 Uhr hatten wir einen Wolkenbruch ähnlichen Regen. Es war dies wohl ein kleiner Vorläufer der nun kommenden Aequinoctialstürme; wir können denselben aber mit unserem lecken Schiff ruhig entgegen gehen, da die gefährlichsten Stellen hinter uns sind.

Samstag den 22. September.

Seit gestern Abend hat der Wind bedeutend nachgelassen und haben wir jetzt sogar totale Windstille — eine Seltenheit in diesen Regionen. Wir haben heute Frühlingsanfang und Tag- und Nachtgleiche. Vorgestern sind es drei Monate geworden, daß ich nicht von dem Schiff gekommen bin, nach Verlauf von weiteren drei Monaten hoffe ich glücklich an meinem Bestimmungsort arrivirt zu sein. Wir sind 38° 22′ südlich und 52° 18′ östlich. Wir gehen östlich bis zu den Inseln St. Paul und Amsterdam (auf 94° östliche Länge, $37^1/_2$° südliche Breite), dann geht's strikte bis nach Calcutta auf $22^1/_2$°

nördlicher Breite; wir haben also noch praeter propter 1400 Meilen vor uns und haben zurückgelegt ca. 2100 deutsche Meilen.

Sonntag den 23. September.

Die Nacht hatten wir wieder ein heftiges Gewitter, das jedoch nur wenige Stunden anhielt, in Folge dessen hat sich der Wind eingestellt und wir machen wieder einige Meilen. Es ist heute sehr schön, die Sonne scheint, die See ist ruhig.

Montag den 24. September.

Auf einen wahrhaft schönen Frühlingsabend folgte eine wahrhaft stürmische Nacht. Von den Matrosen ist Niemand zu Bette gekommen, sondern sie haben alle in den Raaen hängen müssen, um die Segel zu reffen, womit sie bei dem orkanähnlichen Wind nicht fertig werden konnten. Ich bin bereits gegen den Spektakel so abgestumpft, daß, sollte derselbe zu arg und ich dabei wach werden, ich mich einfach auf die andere Seite drehe und weiter schlafe. Die Matrosen (denen ich bei Tage öfters helfe) sagten mir heute Morgen, diese Nacht hätte ich dabei sein müssen, an einem Segel zu reffen hätten sie des Windes halber drei Stunden gearbeitet. Heute noch dauert die Geschichte fort; der Wind kam erst von Norden, ist dann langsam nach Südwesten gegangen und jetzt kommt ein Gewitter von Nordost auf uns los. Die See ist kaum halb so hoch, wie wir sie schon gehabt, doch steckt das Schiff (das viel zu schwer beladen) bei jeder größeren Woge den Kopf unter Wasser; man kann in Folge davon vom Klüver nach dem Besammast schwimmen. Den Aeußerungen des Capitäns zufolge werden wir dies veränderliche Wetter noch 8—10 Tage behalten, wogegen ich durchaus nichts einzuwenden habe, da wir mit unseren drei halbeingerefften Segeln 8—9 Meilen machen und also in 10 Tagen ordentlich was zurücklegen. Gestern Abend bemerkte ich drei verschiedene Bewegungen in der Luft. Die unterste Wolkenschicht, durch unseren Wind getrieben, kam von Westen nach Osten, die zweite Wolkenschicht zog von Norden nach Süden und die dritte endlich von Nordosten nach Südwesten; es war dies für mich sehr interessant. Wir sind auf 58° östlicher Länge.

Dienstag den 25. September.

Die nächtlichen Störungen haben noch nicht aufgehört, doch halten dieselben nicht mehr lange an. Auf einen heftigen Sturmwind, der die See sehr erregte, folgte heute Morgen ein heftiger Regen, bei

welchem man recht bemerken konnte, wie rasch der Regen die See tödtet; keine 10 Minuten und dieselbe war trotz dem noch immer heftigen Wind ruhig wie ein Landsee. Das Wetter klärt sich auf, die Sonne scheint und macht augenblicklich Alles wieder gut. Wir sind mit Tauben fangen beschäftigt und haben bereits 10 Stück heute gefangen; dasselbe geschieht durch gewöhnliche Angeln, an welche ein Stück Speck befestigt wird, der Haken hakt sich beim Anziehen in den Schnabel fest. Zum ersten Male habe ich Aberglauben an Bord gefunden. Der zweite Steuermann nämlich kommt zu mir und sagt, ich solle froh sein, daß wir mit dem Leben davon gekommen wären und das Taubenfangen lassen, damit wir nicht noch mehr Unglück hätten. Ich suchte ihm seinen Aberglauben auszureden, prosperirte aber da so wenig wie Du mit der pietistischen Frau in Vollmershausen. Ich habe aber doch dabei gemerkt, in welcher Klemme wir am Cap gesteckt haben; auch der Capitän sagt, 100 Mal (auf ein Viertel reducirt als der Wahrheit wohl näher) könne man um's Cap segeln ohne es einmal so schlimm zu treffen wie wir.

Mittwoch den 26. September.

Gestern Abend stellte sich komplette Windstille ein, die die ganze Nacht gedauert hat, seit über acht Tagen die erste ruhige Nacht. Der zweite Steuermann, den ich heute Morgen wegen seines Aberglaubens aufzog, da wir trotz der gefangenen Tauben eine ruhige Nacht gehabt, erwiderte lakonisch: „Wissen Sie gewiß, ob Sie in 24 Stunden noch leben." Der Schwarzseher wittert wohl etwas. Der Capitän sucht eine Annäherung an mich; er hat mir (denke Dir) durch Hrn. Eckstein sagen lassen, ich möge mich bei ihm entschuldigen, er wolle Alles vergeben. Ich habe ihm mein Compliment gemacht und wieder sagen lassen, es sei durchaus nicht an mir, sondern an ihm, sich zu entschuldigen und könne nur dann ein Einverständniß hervorgerufen werden, wenn er sein Unrecht (wenn auch nur durch Beachtung der Regeln der Höflichkeit, die er bisher ganz außer Acht gelassen) eingestehe. Der Capitän entschuldigt sein rohes Benehmen gegen mich damit, daß er an dem Tage über Etwas sehr ärgerlich gewesen sei. Ich habe ihm sagen lassen, falls er sein Unrecht sähe, solle er es durch sein Benehmen gegen mich an den Tag legen und nicht verlangen, daß ich ihn noch obendrein quasi um Verzeihung bitte, das wäre doch zu grandios.

Donnerstag den 27. September.

Freund Schwarzseher hat eine feine Nase; seit heute Nacht kämpfen wir wieder mit einem fürchterlichen Sturm. Derselbe kam so plötzlich, daß der Wind den Mann am Steuer, einen schweren Holsteiner, aufhob wie einen Federball und ihn einige Schritte weit wegschleuderte; das Ruder wurde dabei glücklicherweise auf die Seite geschlagen. Das Schiff kam unter den Wind zu liegen, sonst hätten wir die Masten verloren. Der Wind nimmt den Schaum des Wassers auf wie Schneeflocken und wirbelt sie so, daß man manchmal, bei dem ohnehin ganz bewölktem Himmel, keine drei Schritt vor sich sehen kann. — Heute Morgen kam ein Tintenfisch mit einer mächtigen Woge an Bord und fing sich in einem leerstehenden Faß; derselbe ist so eigenthümlich gestaltet, daß ich meine Feder zu schwach fühle, ihn zu beschreiben. Derselbe hat 8 Saugarme, der Kopf kann ganz in die Schale zurückkriechen, die Eingeweide — überhaupt der ganze Körper — liegen in der Schale ganz blos ohne weitere Haut. In mitten der 8 Saugarme ist ein schwarzer Punkt, groß wie ein O, in welchem sich die Flüßigkeit befindet, welche er bei der Verfolgung gegen seine Feinde ausspritzt. Seine Größe ist die eines Härings.

Freitag den 28. September.

Noch bläst der Sturm mit unverminderter Kraft; dabei regnet es und kommt eine Menge Wasser über, so daß wir sogar in der Cajüte wieder nicht mehr verschont sind. Der Himmel ist noch ganz umwölkt; seit vorgestern haben wir keinen Sonnenstrahl gesehen; wir liegen noch immer unter dem Winde mit dichtgerefften Marssegeln. Es ist doch bei Licht betrachtet schauerlich, 5 schreibe fünf Monate von der Welt ganz ausgeschlossen und so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein; der Geduldsfaden wird immer dünner. Auf mehrere Albatroße, die sich heute zeigten, machte ich trotz des schlechten Wetters Jagd; habe auch sechsmal welche an meinem Haken gehabt und den Haken sogar dreimal gerade gezogen, aber nichts desto weniger keinen erwischt.

Samstag den 29. September.

Auf den plötzlichen Sturm folgt heute Morgen wieder plötzliche Windstille, so daß wir ebenso wenig voran kommen, doch ist es wenigstens ein Ruhetag. Der Barometer will nicht steigen, die Luft ist nicht rein, der Tanz geht wahrscheinlich bald wieder los. Der indische Ocean macht mir anfänglich ein bös Gesicht, er wird wohl

bei genauerer Bekanntschaft freundlicher werden. Wir sind übrigens auch augenblicklich in bösem Fahrwasser.

Sonntag den 30. September.

Heute tragen wir wieder einen Monat zu Grabe. Seit gestern Abend spukt es wieder, doch laufen wir mit drei Sturmsegeln voran. Soeben sollten die Matrosen das Briggsegel aufhissen, da rissen auf einmal die Taue und das Segel fiel mit sammt dem Mast mit donnerndem Gepolter auf die Cajüte. Ich stand allein auf Deck, sah die Geschichte kommen und sprang rasch zur Seite; die in der Cajüte kamen auch mit dem Schrecken davon; der Schaden war bald reparirt. Ein allmächtig großer Dreimaster kommt uns auf 20 Schritt nahe und entfaltet sein schönes Sternenbanner; es ist der Herr Josiah Hale aus Newbury, Post nach Calcutta bestimmt; hat von New-York 69 Tage und wird uns wohl drei Wochen vor unserer Ankunft anmelden. Die „Alwine" bäumt sich, schlägt vorne und hinten aus, um in so angenehmer Gesellschaft ihre Fahrt fortzusetzen; der Herr Josiah aber, von altem Adel, zeigt ihr lächelnd den Stern — bloße Ballbekanntschaft. Um 2 Uhr kam er uns in Sicht, um 4 Uhr rief er uns an, um 6 Uhr war er wieder verschwunden. Wir sind 35° 18′ südlich und 73° 12′ östlich.

Montag den 1. Oktober.

Der Wind hat nachgelassen; wir führen neun Segel und machen vier Meilen. Seit Dienstag vorige Woche haben wir die Sonne nicht gesehen, auch heute scheint sie noch zu schmollen. Eine eigenthümliche Beobachtung habe ich gemacht. Ich war dieser Tage von einer überkommenden Woge durchnäßt worden, behielt aber die Kleider an; dieselben wollten aber nicht wieder trocken werden, trotzdem ich sie nun jeden Tag in den Masten dem Wind aussetzte. Gestern nun sagte mir einer der Matrosen, ich müsse sie erst in Salzwasser auswaschen und siehe da, nachdem ich das gethan, wurden sie in wenigen Stunden vom Winde getrocknet. Wahrscheinlich hatten sie von der Woge zuviel Salz angenommen.

Dienstag den 2. Oktober.

Gestern Abend sah ich bei Mondschein einen wunderschönen Regenbogen. Diese Nacht ist wieder ein großes Schiff an uns vorbeigelaufen — es ist doch jämmerlich so zurück bleiben zu müssen. Heute ist es schönes Wetter, die Sonne scheint; wir haben fixe Brise, leider aber gerade von Osten, so daß wir wieder ganz nach Süden steuern müssen.

Mittwoch den 3. Oktober.

Wir haben immer noch heftigen Ostwind, jedoch hat sich der Himmel ganz umwölkt und es regnet den ganzen Tag ohne aufzuhören. Die See fängt an sehr hoch zu gehen und wird je mehr wir nach Süden kommen desto höher.

Donnerstag den 4. Oktober.

Noch herrschen der conträre Wind und das schlechte Wetter; kein Sonnenstrahl erleuchtet die Nacht unseres Kerkers. Der Barometer fällt, die Luft wird immer dicker. Die Nacht wird es uns wohl wieder einen anwischen, wie die Matrosen sagen. Wir sind $38^1/_2$° südlich und 81° 44′ östlich.

Freitag den 5. Oktober.

Gestern Morgen glitsche ich bei einer heftigen Bewegung des Schiffes auf dem nassen Deck aus und fiel regelrecht rückwärts auf die linke Seite, so daß ich die ersten Augenblicke liegen blieb, nicht wissend wie mir geschehen. Nachdem die ersten Schmerzen und das Gelächter der Matrosen über endliche Regulirung meiner Schuld an das Salzwasser (bis dato war ich der Einzige nicht Gefallene) vorüber, vergaß ich den Fall, wurde aber diese Nacht auf eine unangenehme Weise daran erinnert; der ganze linke Oberschenkel schwoll auf bis über die Hüfte und verursachte mir eine schlaflose Nacht. Dabei brach denn auch richtig die Nacht wieder ein Unwetter los und wir wurden wie Federbälle hin und hergeworfen, das setzte der Geschichte die Krone auf. Auf das Unwetter folgte heute Nachmittag wieder totale Windstille, doch scheint sich der Himmel klären zu wollen.

Samstag den 6. Oktober.

Nachdem wir die Nacht noch zwei schwere Gewitter, jedoch ohne Sturm, gehabt, stellte sich heute Morgen eine leichte Brise aus Südwesten ein, mit welcher wir ca. 5 Meilen machen. Der Himmel hat sich geklärt und die Sonne scheint wieder. Wir sind $37^1/_2$° südlich und 86° 45′ östlich.

Sonntag den 7. Oktober.

24 Stunden Ruhe können wir in diesem bösen Fahrwasser nicht haben; heute Nacht machte sich wieder ein flotter Sturm auf, die See geht sehr hoch, der Himmel ist schwarz umwölkt und es fällt ein feiner kalter Regen. Wir machen aber mit unseren drei Sturmsegeln noch immer einige Meilen, was Alles andere in den Hintergrund setzt. Das Besteck ergibt 36° südlich und 89° 35′ östlich.

Montag den 8. Oktober.

Heute hat Schwester Ottilie ihren Geburtstag, ob sie wohl einmal an mich denkt? Wann ich diesen Tag wieder mit ihr feiere, wird sie wohl ein großes, erwachsenes Mädchen sein und ihrem Vater recht viele Freude machen. Es vergeht wohl kein Tag — ich möchte fast sagen — keine Stunde, ohne daß ich an Euch denke, von Dir, lieber Vater, bis zu der kleinen Franziska, die mit einer Bohnenstange die Tiefe des Teiches messen will, und sind meine liebsten Gedanken die eines frohen Wiedersehens. Leid thut es mir, daß ich Dir unterwegs keinen Brief zukommen lassen kann, um die Sorge, die Du ohne Zweifel um mich haben wirst, zu verringern; doch wird es mein Erstes am Lande sein, diese Bogen an Dich abzusenden. Hoffentlich finde ich einen Brief von Euch bei meiner Ankunft. — Das Wetter hat sich etwas gebessert; die See geht aber sehr hoch. Wir sind 34° 43′ südlicher Br., 91° 9′ östlicher Br.

Dienstag den 9. Oktober.

Einen prachtvollen Sternenhimmel hatten wir gestern Abend; leider kenne ich von den Sternen nur das Südkreuz und den Mars, da meine Astronomie auf schwachen Füßen steht. Wir haben heute schönes Wetter, aber flaue Brise; die See geht sehr hoch, das Schiff schlängelt stark, ein Beweis, daß im Süden wieder starke Stürme geherrscht haben müssen. Wir sind 34° 20′ südlich, 93° 44′ östlich.

Mittwoch den 10. Oktober.

Seit gestern Abend haben wir wieder complette Windstille, dabei aber eine außergewöhnlich hohe unruhige See. Heute Morgen hat es ein wenig geregnet, jetzt scheint die Sonne wieder. Eine kleine Brise, die sich aufmacht, ist ganz östlich, thut uns aber keinen Schaden, da sie ganz ohne Bedeutung ist; wir machen höchstens 20 Minuten in der Stunde. Länge 95° 13′. Breite 33° 17′.

Donnerstag den 11. Oktober.

Es ist heute der dritte Jahrestag des Todes meiner seligen Mutter; dieser Tag hat mir immer Anlaß zu ernsten Reflectionen gegeben, so auch heute. Es ist wohl Niemand in unserer ganzen Familie, der in den verflossenen drei Jahren so viel durchgemacht und so herumgeworfen worden ist, wie ich. Zuerst in Neustadt, dann in Paris, Frankfurt, Cöln, in der Eifel, dem Hundsrück, Westerwald, Ostfriesland 2c. und nun im weiten indischen Ocean. Was mag

wohl in den nächsten drei Jahren mit mir vorgehen? Eins habe ich von der theuren Entschlafenen geerbt, ihren fröhlichen heiteren Sinn, der ihr in allen Lagen des Lebens treu blieb und auch mir durch alle Unannehmlichkeiten und Mühseligkeiten wacker durchhilft. Wie gerne möchte ich diesen Tag noch einmal in Eurem lieben Kreis verleben, noch einmal gemeinschaftlich mit Euch mich der treuen Liebe und der vielen vortrefflichen Eigenschaften der Theuren erinnern. Doch bin ich nicht körperlich, so bin ich doch geistig bei Euch und präge mir alle empfangenen Wohlthaten auf's Neue ein. Hoffentlich gedenkt Ihr auch meiner?

Freitag den 12. Oktober.

Wir haben noch immer anständigen Ostwind, der uns gerade nach Norden und hoffentlich auch in die Südost-Passat, die von 28° bis 12° herrscht, bringt. Das Wetter ist abwechselnd, bald scheint die Sonne, bald regnet es. Die See ist ruhig, das Schiff folgt langsam seinem Steuer, eine wahre Wohlthat nach beinahe sechs Wochen ununterbrochenen Stürmen und schlechtem Wetter. Breite 29° 58′. Länge 96 ’ 30′.

Samstag den 13. Oktober.

Südlich vom Cap sind zwei weiße Flecken am Himmel, sogenannte Cap'sche Wolken, die gestern Abend deutlich zu sehen waren. Heute hat der Capitän einen Albatroß gefangen; derselbe war unter dem Bauch und unter den Flügeln weiß, auf dem Rücken und den Flügeln schwarzgrau, ebenso war der Schwanz oben grau, unten weiß, der Schnabel gelb und schwarz. Die Flügelweite war 8′, die Länge des Schnabels 6″; der Vogel wog 11 Pfd. Die Federn waren wie Eiderdaunen. Das Wetter ist noch abwechselnd wie gestern, der Wind ist jedoch flauer.

Sonntag den 14. Oktober.

Komplette Windstille — brennend heißer Tag — gestern noch 14° R. heute schon 21° R. — Br. 27° 31′. L. 97° 30′.

Montag den 15. Oktober.

Noch immer Windstille; wir kommen nicht von der Stelle; heißer Sonnenschein wechselt mit tropischen Regengüssen.

Dienstag den 16. Oktober.

Gestern gegen Abend hat sich eine schwache Brise aus Südwesten eingefunden, die heute anhält, wahrscheinlich der Anfang des Passates. Wetter noch immer unbeständig. Br. 25° 55′. L. 98°.

Mittwoch den 17. Oktober.

Da hätten wir den Passat erreicht; er ist jedoch noch sehr schwach; wir machen 5 und 6 Meilen. Wetter wie die letzten Tage. Heute habe ich mir zum ersten Male etwas Regenwasser fangen können, um mich einmal ordentlich mit Seife waschen zu können, ein Genuß, den ich seit Hamburg sehr entbehrte.

Donnerstag den 18. Oktober.

Momentane Windstillen wechselten die Nacht mit kurzen, aber heftigen Boen, eine davon nahm ein Segel mit. Heute weht der Wind ständig von Osten und wir machen 6—7 Meilen. Die Sonne ist stechend. — Der Zimmermann fängt an, das Schiff zu repariren, womit er wohl einige Zeit zu thun haben wird. Wir sind Br. 22° 3′, L. 102° 50′, haben also heute den Wendekreis des Steinbocks passirt.

Freitag den 19. Oktober.

Es wird nun alle Tage wärmer, da wir nicht allein auf die Sonne zu marschiren, sondern dieselbe uns auch freundlich entgegen kommt. Die Cap'schen Tauben sind seit einigen Tagen verschwunden und wir reisen ohne alle Gesellschaft. Wind wie gestern. — Br. 19° 33′ L. 103° 9′.

Samstag den 20. Oktober.

Mit heute läuft der vierte Monat der Reise ab; wenn die Reise auch lang ist, einmal, denke ich, kommen wir doch hin und jeder Tag bringt uns dem Ziele näher. — Br. 17° 13′. L. 103° 14′.

Sonntag den 21. Oktober.

Gestern Abend hatten wir ein kleines Gewitter mit heftigen Boen. Heute Morgen begegneten wir einem großen Dreimaster. Der Passat hat, wie es scheint, seine höchste Macht erreicht; wir machen ca. 8 Meilen. Wetter schön, aber heiß. — Br. 14° 33′. L. 103° 35′.

Montag den 22. Oktober.

Der Passat fängt erst recht an und hat eine solche Macht, daß wir nur 4 Segel führen können. Die See ist hoch und spaziert häufig über Deck, doch hat sie die Macht nicht wie am Cap. Wir passiren heute die Sonne zum zweiten Male. — Br. 11° 33′. L. 103° 50′.

Dienstag den 23. Oktober.

Das Glück scheint uns einmal zu lächeln. Der Wind herrscht noch mit unverminderter Kraft — ja er artet zuweilen aus. Unser

Fockmast, der am Cap viel gelitten hat, ist ganz wackelig, wird aber hoffentlich wohl noch bis nach Calcutta halten. Wir haben eine große Bark in Sicht. Gestern Abend kam einmal eine solche See über, daß von dem ganzen Schiff nur die beiden Masten herausragten; ich bekam natürlich mein Theil redlich mit. — Br. 9° 5'. L. 103° 50'.

Mittwoch den 24. Oktober.

Ein brauner Strohhut, den ich in Hamburg auf dem Wege zur Einschiffung eingehandelt, wurde mir heute Morgen von einem Wirbelwind ausgeführt; ich theile Euch das mit, damit Ihr wißt, daß er mir gehört, falls er Euch begegnet. — Eine neue Plage in Gestalt eines kleinen schwarzen Rüsselkäfers hat sich eingefunden; diese Thiere kriechen in die Kleider, in den Bart, in die Haare, fliegen in's Essen, in's Wasser &c.; ihre Zahl ist Legion. Wind und Wetter wie die letzten Tage. — Br. 6° 33'. L. 105° 15'.

Donnerstag den 25. Oktober.

Ein Seevogel, der sich die Nacht auf die Masten zum Schlafen gesetzt hatte, wurde gefangen. Derselbe hat einen langen spitzen Schnabel, graue Augen, Flügel, Rücken und Schwanz graumelirt, Bauch weiß, Füße und Schwimmhäute fleischfarbig, Flügelweite 5'; die Leute nennen ihn Boobie. Ebenso wurde heute an einer Angel ein Bonitos gefangen; derselbe hatte einen spitzen Kopf, war auf dem Rücken stahlblau nuancirt und unter dem Bauch perlmutterfarbig, hatte 4 steife Flossen und unter dem Bauch und auf dem Rücken eine Reihe Stacheln, die er einziehen konnte; Größe $2^1/_2$'; er wird für den Abend gebraten. — Der Wind hat sehr nachgelassen, die Hitze wird aber glücklicherweise durch gelegentliche Regenschauer gemildert. — Br. 4° 48'. L. 106° 25'. — Die Nacht ist wieder eins von den Wandtauen auf Deck gefallen, so zeigen sich nach und nach die am Cap erlittenen Beschädigungen.

Freitag den 26. Oktober.

Mit einem heftigen Regenschauer ist der letzte Wind schlafen gegangen, Todtenstille herrscht auf der weiten Fläche, die Hitze ist backofenartig. Solche Calamitäten haben wir bis 3° nördlich, wo Nordwest Monsum einsetzen soll — könnten wir alle Tage 30 deutsche Meilen machen, würden wir in 14 Tagen an Ort und Stelle sein, so kann es noch Monate dauern. Glück auf! — Br. 4° 5'. L. 106° 50.

Samstag den 27. Oktober.

Windstille! — Welche schauderhafte Deutung dieses Wort hat. Die Sonnenstrahlen fallen senkrecht, der größte Gegenstand wirft keinen Schatten, der Himmel ist klar und wolkenlos, die Hitze enorm. — Der Eine liegt hier, der Andere da, Alle leiden an demselben Uebel — Alle schnappen nach Luft — Keiner weiß Rath oder Hülfe. Sonnensegel will der Capitän nicht aufspannen lassen. — Mein Regenschirm vermehrt nur die Hitze. Ich bleibe Nachts auf Deck liegen, obgleich dann die Luft milde ist, so findet sich der Körper doch nicht behaglich, die Tagesstrapazen haben eine zu große Erschlaffung herbeigeführt.

Sonntag den 28. Oktober.

Ich habe mich heute Morgen um 4 Uhr unter die Pumpe gelegt und zwei Matrosen Wasser auf mich pumpen lassen; dies hat, obgleich das Wasser lauwarm ist, einigermaßen geholfen, jetzt 10 Uhr, habe ich aber schon keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Die Sonne ist so heiß, daß die unbedeckten Theile, als Kopf, Arme, Füße (wir laufen barfuß) beständig die Haut wechseln; mit jeder neuen Haut kommt eine dunklere Farbe, man würde uns jetzt schon bei Euch für eine Heerde Mischlinge halten.

Montag den 29. Oktober.

Noch immer todte Luft und schauerliche Hitze. — Gebe Gott, daß das bald aufhört.

Dienstag den 30. Oktober.

Die Nacht hat sich zum Jubel Aller eine kleine Brise eingefunden mit welcher sich, wenn wir auch nur 2—3 Meilen machen, doch eine kleine Milderung der kannibalischen Hitze eingestellt hat. Das heutige Besteck ergibt, daß wir in einen Strom nach Ost-Nordost gerathen sind, der uns schon weit über die Länge von Calcutta (106°) hinausgebracht hat. Derselbe muß uns schon seit Samstag mit sich führen, da wir heute Br. 2°, südl. L. 110° 5′ haben.

Mittwoch den 31. Oktober.

Die Brise hat zugenommen, wir machen 7 Meilen und werden heute Mittag den Aequator passiren. Ein Schiff kommt uns entgegen, es wird signalisirt, die Entfernung ist aber zu groß, um die Signale lesen zu können. Ein anderes Schiff kommt hinter uns her und hat uns bald überlaufen. Bis jetzt haben wir noch kein Schiff gesehen, das nicht schneller lief als wir. — Br. 0°, L. 109° 25′.

Donnerstag den 1. November.

Der Wind wird uns wieder untreu; die Nacht haben wir noch 7 Meilen gemacht, jetzt machen wir nur noch $2^1/_2$ Meilen. Es wird bald Zeit, daß wir nach Calcutta kommen, bei 3 Matrosen zeigt sich der Scorbut. — Nördl. Br. 2°. L. 109° 24′.

Freitag den 2. November.

Tags haben wir nur schwache, Nachts dagegen sehr heftige Brise. Der Capitän hofft in 14 Tagen anzukommen. Der Zimmermann reparirt noch immer, die übrigen Matrosen sind mit Scheuern, Putzen und Anstreichen der „Alwine" beschäftigt. — Br. 4° 10′.

Samstag den 3. November.

Wir marschiren noch immer langsam dem Ziele zu. Heute Morgen 5 Uhr habe ich wieder gebadet; ich habe mich nun mit den Matrosen so beredet, daß ich alle 2 Tage ein Bad bekomme. — Br. 5° 43′.

Sonntag den 4. November.

Wir haben heute wieder mörderliche Hitze. Damit Ihr Euch einen Begriff machen könnt, sage ich Euch, daß in meinem Stall Nachts eine mittlere Temperatur von + 25° R. und am Tage auf Deck oder in der Cajüte (natürlich im Schatten) ca. 30° R. ist. Ein Schiff ist in Sicht, aber zu entfernt zum signalisiren. — Br. 7° 15′.

Montag den 5. November.

Alles beim Alten — Hitze unverdaulich — Wind schwach aber ständig. Br. 9° 15′. L. 109° 24′. Von 12° sollen wir Nord-Ost und Passat bis Calcutta haben.

Dienstag den 6. November.

Wir sehen nun schon täglich Landvögel; einige Schwalben sogar, die wohl ein harter Wind in See getrieben, kommen auf Deck, sterben aber aus Ermattung. — Wind und Wetter sind unbeständig, Regen wechselt mit Sonnenschein. Boen mit Windstillen. — Br. 10° 45′. L. 109°

Mittwoch den 7. November.

Immer der alte Schlendrian, — der Passat hat noch nicht eingesetzt, wird aber hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Br. 12° 27′.

Donnerstag den 8. November.

Seit gestern Abend haben wir einen ununterbrochenen tropischen Regen, — der Himmel ist bleifarbig und verspricht mehr. Die Luft ist durch den Regen sehr gemildert, dagegen ist der Wind ganz erstorben. — Br. 14° —.

Freitag den 9. November.

Der Regen hat nachgelassen; heute Nacht hat sich eine schwache Brise aus der Passat-Richtung aufgemacht. — Der Scorbut nimmt zu bei den Leuten, ein Matrose ist ganz aufgeschwollen, drückt man Kuhlen in sein Fleisch, so bleiben dieselben eine ganze Weile. — Br. 15° 15'. L. 108°

Samstag den 10. November.

Eine interessante Beobachtung machte ich heute. Wir hatten Windstille, allgemach zog eine rabenschwarze Bank am Horizont hinauf, das Meer, bisher glatt wie ein Spiegel, fing an sich zu kräuseln, die ersten Zeichen von Wind kamen, sie wurden häufiger, das Meer succesive bewegter, bis nach Verlauf von kaum einer halben Stunde der Wind die Stärke eines Sturmes, die See den Anblick einer wüthenden, schäumenden, ungebändigten, Alles verschlingen wollenden Macht hatte und wir mit einer Geschwindigkeit von 8 Meilen durch die Wogen dahinflogen. Nach einem wolkenbruchartigen Regen verlief sich die Geschichte ebenso rasch, wie sie gekommen und wir liegen todtenstill wie vorher. — Br. 16° 6'. L. 107° —.

Sonntag den 11. November.

Die Boe von gestern kam die Nacht wieder zurück und verlief ebenso; sie ist im Norden einem stärkeren Winde begegnet, der uns nun langsam nach Nordwesten bringt. Die Winde laufen hier in dieser Jahreszeit in wenigen Stunden den ganzen Compaß durch. — Je näher dem Ziel, desto ungeduldiger wird man; wir rechneten wenigstens 2° hier auf den Tag und können Gott danken, wenn wir einen machen. Die Hitze hat natürlich die alten Plagegeister, Wanzen, Flöhe, Kakerlaken und Gott weiß, was Alles, in erschrecklicher Anzahl mitgebracht, was unsere Ungeduld eben nicht dämpft; zudem muß ich gestehen, ich möchte gerne etwas von Euch hören, was in Calcutta hoffentlich der Fall sein wird. — Br. 17° 11'. L. 106° —.

Montag den 12. November.

Der Nordwind hat sich als Passat herausgestellt und sind wir, da er aus diesem unglücklichen Viertel kommt, genöthigt, zu kreuzen,

wodurch wir nur langsam vorrücken, doch werden wir hoffentlich diese Woche noch unseren Bestimmungsort erreichen. Das Wetter hat sich aufgeklärt, die See ist unruhig und kommt von vorne, die Hitze ist durch den heftigen Wind gemildert. — Br. 18° 40′. L. 105° 17′.

Dienstag den 13. November.

Heute hat meine liebe, gute Schwester Georgine ihren Geburtstag; sie wird 21 Jahre alt und somit mündig — mögen die nun folgenden Jahre ihr eine ununterbrochene Fortdauer von Glück und Segen bringen. I drink your good health my dear sister! — Das Wetter ist heute angenehm, die Hitze erträglich, der Wind ist ständig nördlich. — Br. 18° 47′. L. 105° —.

Mittwoch den 14. November.

Leider bläst der Wind noch immer aus demselben Viertel; wir sind genöthigt zu kreuzen, und da unser Schiff nicht kreuzen kann (weil es, wenn nach Osten gesteuert, nach Südosten hintreibt), so kommen wir immer weiter zurück. Gestern hatten wir nur noch $1^1/_2$° zum Lootsenschiff, heute schon wieder 3°. Der Capitän flucht wie ein Rohrspatz und verleidet dadurch die Geschichte noch mehr. — Br. 18° L. 106° 50′.

Donnerstag den 15. November.

Gestern Abend bekamen wir den Ausläufer eines heftigen Gewitters von Südwesten, der uns einige Stunden nach Norden gebracht hat, der Nordnordost-Wind setzte aber bald wieder ein und es geht nun wieder nach der alten Leier. So lange der Passat so stehen bleibt, können wir unmöglich nach Calcutta kommen — so nahe vor dem Paradies und doch nicht eingehen zu können — eine Tantalusqual. Die See ist von dem heftigen Wind sehr erregt und macht das, was wir allenfalls durch Kreuzen gewinnen können, wieder zu Schanden. Der Capitän ist außer sich, hat aber auch Grund dazu, wäre er, als wir auf 14° Br. und 109° L. waren, nach Norden anstatt nach Nordwesten gegangen (da er doch wußte, daß um diese Zeit hier Nordnordost-Wind herrscht), so würde uns dieser Wind in einer Fahrt nach Calcutta bringen; er traute aber seinem Stern zu viel. — Br. 19° L. 105° 30′.

Freitag den 16. November.

Gestern gegen 5 Uhr bekamen wir zur unaussprechlichen Freude Aller Land in Sicht (nach Verlauf von 116 Tagen); es fand sich,

daß wir uns auf ca. 20° Br. und 105° L. befanden, wohin uns ein starker Landstrom gebracht. Da es nicht der Punkt war, wohin wir mußten, so machten wir gegen 6 Uhr Kehrt und waren bald wieder im offenen Weltmeer. Die Nacht hatten wir einen fürchterlichen Sturm, bei welchem wir 4 Segel und den Briggsegel-Mast einbüßten — das war hoffentlich der Abschiedsgruß Neptuns; — heute noch stürmt und tobt es, die See ist schrecklich — wahres Cap'sches Wetter.

Samstag den 17. November.

Wir laboriren an einem fürchterlichen Orkan, die See ist grauenerregend; die Leute haben in 40 Stunden keinen Schlaf gehabt, die Hälfte ist krank. — Gott mache es gnädig mit uns.

Sonntag den 18. November.

Keine Rettung — kein Ausweg! Der Capitän erb....., F..... hat total den Kopf verloren und sagt, wir müßten uns auf Alles gefaßt machen; — ich wünschte die Bohnenstange der kleinen lieben Franziska einen Augenblick nur zu haben, ich würde mich nicht lange besinnen, den kühnen Sprung zu thun. Die Farbe des Himmels wechselt zwischen aschgrau, quittengelb und feuerroth. Wir treiben umher à la merci der Wogen und des Sturmes und wissen nicht, wo wir sind.

Montag den 19. November.

Bei allem Pech kann man der Vorsehung nicht genug danken. Gestern Abend sprang der Wind plötzlich von Osten nach Westen; das eine dreifach gereffte Segel mußte anders gestellt werden; ich ging den ermatteten Leuten zur Hand und fiel bei einer starken Bewegung des Schiffes über Bord, glücklicherweise griff ich mich mit der linken Hand an dem eisernen Geländer und schwang mich mit der Rückbewegung des Schiffes wieder an Bord und kam, Gott sei Dank, mit der Douche und dem Schrecken davon. Heute steigt der Barometer etwas und es scheint eine Aenderung eintreten zu wollen, was Gott geben möge.

Dienstag den 20. November.

Mit heftigen Boen hat der Orkan diese Nacht glücklich geendet. Der Barometer steigt, wir liegen jedoch noch unter dem Winde. Ein Schiff, anscheinend Wrack, treibt nicht weit von uns. Eine Menge Vögel, Fledermäuse, Käfer 2c. sind während der vier Tage todt auf und neben das Schiff gefallen. — Das Einzige, was ich befürchte ist,

daß Du, lieber Vater, von dem Orkan Kunde erhältst, bevor ich Dir schreiben kann und Dir vielleicht unnöthige Sorge dadurch bereitet wird. Heute sind es gerade fünf Monate seit unserer Abreise von Hamburg. Wir sind auf 17° 30′ Br. und 105° L., also ca. 40 deutsche Meilen zurück getrieben.

Mittwoch den 21. November.

In dieser Nacht sind die Segel wieder beigesetzt worden, der Wind ist nördlich, aber so flau, daß wir kaum 2—3 Meilen nach Osten voran kommen. Die See beruhigt sich allgemach. Wir haben heute vier Schiffe nach einander in Sicht bekommen, anscheinend Ausgänger von Calcutta oder Akiab. — Br. 17° 25′. L. 106° 30′.

Donnerstag den 22. November.

Wind immer flau und aus der verkehrten Gegend; wir liegen beinahe still. — Br. 17° 25′. L. 107° 50′.

Freitag den 23. November.

Alles beim Alten — schöne Aussichten — geht das so fort, so können wir zufrieden sein, wenn wir Neujahr ankommen. Wie es sich jetzt, nachdem der Capitän seine Bücher nachschlägt, herausstellt, waren wir vor acht Tagen, als wir Land sahen, nur noch wenige Meilen von dem Lootsenschiff — heute sind wir wieder, wo wir am 11. November waren.

Samstag den 24. November.

Gestern Abend gleich nach Sonnenuntergang ging die „Mail“ von Calcutta an uns vorbei; wir versuchten zu signalisiren, sind aber wohl schwerlich verstanden worden. Ich hoffte, Euch mit dieser Post Nachricht von mir geben zu können; jetzt werdet Ihr wohl schwerlich vor Mitte, wenn nicht erst Ende Januar etwas von mir hören. — Der Wind ist besser geworden, wir gehen direkt auf's Ziel los und können, wenn er anhält, in der Nacht von Sonntag auf Montag das Lootsenschiff erreichen. — Br. 18° 36′. L. 108°.

Sonntag den 25. November.

Die Nacht ist leider wieder Windstille eingetreten, an welcher wir auch heute den ganzen Tag durch leiden; das Schicksal scheint sich unserer Ankunft in den Weg stellen zu wollen. — Br. 18° 54′. L. 106° 44′.

Montag den 26. November.

Gestern Abend ist wieder Wind, und zwar in günstiger Richtung angelangt, der uns, wenn er bis morgen anhält, unfehlbar nach dem Feuerschiff bringen wird. Es geht unseren Hoffnungen wie den Aktien, der geringste conträre Wind macht sie bedeutend fallen und ein Hauch aus guter Richtung verdoppelt dieselben. Die Aufregung, in der wir leben, ist natürlich keine geringe. — Das heutige Besteck ergibt Br. 18° 48′. L. 105° 14′, wir sind also trotz unserem nordwestlichen Cours $1^1/_2$ deutsche Meilen zurück getrieben — so gehen unsere Erwartungen in Erfüllung. Das Schiff ist des schönen Namens wirklich nicht werth — „Hinkender Bote", „Taugenichts" oder „Schlendrian" würden passender sein. Der Capitän ist halb wahnsinnig und hat nun seinen Kopf ganz verloren.

Dienstag den 27. November.

Seit gestern Mittag haben wir Norden anliegen können und wo sind wir heute? Br. 19° 38′. L. 104°. — Land ist zum zweiten Male ist Land in Sicht — zum zweiten Male drehen wir demselben den Rücken und steuern nach Südost. Der Capitän hat sich krank in's Bett gelegt und geht nun Alles den Krebsgang. Mit Wasser sind wir wieder auf Rationen gesetzt, an Speisen haben wir nur noch Salzfleisch, alle Sonntage ein Stückchen Rauchfleisch, Graupen, wenige Pflaumen und Mehlspeisen, Alles natürlich sechs Monate alt, was schon genug sagt. Von der Mannschaft sind nur noch zwei ganz gesund — einer liegt am Sterben. Das ist unser Zustand.

Mittwoch den 28. November.

Zu Deinem heutigen Geburtstag, lieber, theurer Vater, bringe ich Dir meine besten Glückwünsche. Gott schenke Dir ein langes Leben in guter Gesundheit und lasse Dich an Deinen Kindern so viel Freude erleben, wie Du es durch Deine wahrhaft väterliche Sorge um sie verdienst. Ich weiß, daß nur das Dich glücklich machen kann und werde mich daher so viel möglich bestreben, auch aus weiter Ferne meinen Theil redlich dazu beizutragen. Wie gerne ich Dir gerade heute von mir Nachricht gegeben hätte, um meine Wünsche mit denen meiner lieben Geschwister zu vereinen und Dich der Sorge zu entheben, kann ich Dir kaum sagen, leider aber ist es unmöglich und Du mußt mit dem guten Willen vorlieb nehmen. — Br. 18° 45′. L. 105°. —

Donnerstag den 29. November.

Heute lief uns erst ein großer Franzose, dann ein noch größerer Engländer auf. Letzterer hatte von London 89 Tage, während wir 163 Tage von Hamburg haben, und wird uns wohl einige Wochen vor unserer Ankunft anmelden. — Br. 17° 47'. L. 106° 48'.

Freitag den 30. November.

Der Vollmond hat wieder hohe See und starke, heftige Boen mitgebracht, die uns wahrscheinlich wieder zurück werfen. Wie lange wir hier noch den „Fliegenden Holländer" spielen, mag Gott wissen. — Br. 17° 58'. L. 107° 25'.

Samstag den 1. Dezember.

Wir kreuzen holters weiter; die Luft wird wieder besser. Heute gehen wir in den 7. Monat (Juni—Dezember), aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch in den 8., wenn sich kein günstigerer Wind einstellt. — Br. 18° 41'. L. 107° 56'.

Sonntag den 2. Dezember.

Heute Morgen passirte uns ein Dampfer auf seinem Wege nach Calcutta. Seit gestern Abend plagen wir uns mit einer Windstille, wie sich jedoch herausstellt, haben wir schon seit vorgestern ziemlichen Strom nach Norden, der uns also auch heute hülfreich beistehen wird. — Br. 19° 19'. L. 108° 15'.

Montag den 3. Dezember.

Gegen 8 Uhr gestern Abend hat sich ein günstiger Wind eingestellt, der uns vier Meilen rasch auf unser Ziel losführt. Wir können mit diesem Winde heute Abend das Feuerschiff erreichen, ich zweifle jedoch noch stark an der Erfüllung unserer Wünsche. Heute Morgen sahen wir eine kleine Seeschlange, dieselbe war jedoch zu tief, um sie genau besehen zu können. — Br. 20° 21'. L. 107° 5'.

Dienstag den 4. Dezember.

Wir laboriren wieder an Windstillen und höchst flauen Winden und sind dabei noch durchaus nicht von Hitze verschont, denn wir haben 23° R. im Schatten. — Br. 20° 30'. L. 106° 44'.

Mittwoch den 5. Dezember.

Ein Schiff, Ausgänger von Calcutta, ist in Sicht, leidet aber auch an Stille. Soeben fiel wieder einer der besten Matrosen bewußt-

los am Steuer zusammen; der Zustand der Mannschaft ist wirklich zu bedauern, keiner ist mehr gesund, alle haben Scorbut, einige sehr schlimm. — Br. 20° 30′. L. 106° 31′.

Donnerstag den 6. Dezember.

Vier mit uns gehende Schiffe sind in Sicht, alle laufen uns vorbei; es scheint, wir sind verdammt, nicht von der Stelle zu kommen. Br. 20° 46′. L. 105° 36′.

Freitag den 7. Dezember.

Was soll aus uns werden? wir haben starken Strom nach Südwesten und müssen nach Nordosten. Die Mannschaft wird täglich matter — noch eine 14 Tage und kein Mensch kann sich mehr rühren. Heute läßt der Capitän an der Lage der Ladung des Schiffes ändern, weil er hofft, dem Schiff dadurch eine schnellere Fahrt geben zu können. Br. 20° 26′. L. 105° 59′.

Samstag den 8. Dezember.

Wir haben beständig Schiffe in Sicht, alle laufen an uns vorbei; warum der Capitän nicht das eine oder andere um Hülfe anspricht, ist mir unerklärlich. Unter obwaltenden Umständen ist keine Aussicht, daß wir nach Calcutta kommen. Br. 20° 30′. L. 105° 47′.

Sonntag den 9. Dezember.

Keine Aenderung — die Mannschaft wird immer matter; wir entfernen uns immer mehr vom Ziel. Br. 20° 1′, L. 106° 50′.

Montag den 10. Dezember.

Obgleich wir jetzt ständigen Nordostwind haben, so wird unsere Lage doch immer unsicherer; der Capitän schwört hundertmal den Tag, er wisse nicht mehr was machen. Die Matrosen bleiben einer nach dem andern in ihren Kojen und die wenigen, die noch praesent sind, haben Mühe sich auf den Beinen zu halten. Ich habe schon seit einiger Zeit beim Manöveriren geholfen; trotzdem aber deutete mir gestern der zweite Steuermann an, wir Passagiere würden wohl auch bald zur Wache herangezogen — schöne Aussichten! Br. 20° 26′. L. 106° 33′.

Dienstag den 11. Dezember.

Gestern Abend bemerkte ich, auf Deck liegend, bei schönem klarem Sternhimmel ein prachtvolles Meteor, das nicht weit vom Schiff niederfiel. — Wir haben seit einigen Stunden ausgezeichneten Wind und Strom, werden also doch hoffentlich etwas gewonnen haben.

Das Besteck ergibt Br. 20° 59'. L. 106° 20'. Wir ahmen einer großen Bark nach und gehen zum erstenmal in Indien vor Anker. Tiefe ca. 16 Faden oder 96'.

Mittwoch den 12. Dezember.

Da wären wir nun, Gott sei tausend Dank, angekommen; wir haben Feuerschiff und Lootsenbrigg in Sicht und werden wohl gegen Abend den Lootsen bekommen. Von jetzt an kreuzen wir mit der Flut und gehen mit der Ebbe vor Anker und können in circa acht Tagen Calcutta erreichen.

Donnerstag den 13. Dezember.

Heute Morgen haben wir den Lootsen mit seinem schwarzen Bedienten bekommen. Derselbe ist noch sehr jung, vielleicht 22—23 Jahre, scheint aber seine Sache gut zu verstehen; er gibt seine Befehle ruhig und kaltblütig, läßt keine überflüßige Arbeit thun und schont die Leute. Wie sehr ich mich freue, daß unser fluchender Columbus für mich zu existiren aufhört, kann ich kaum sagen, doch ist der Kerl nicht werth, ein Wort weiter um ihn zu verlieren. Land ist noch nicht in Sicht.

Freitag den 14. Dezember.

Wir haben Land in Sicht aber noch in weiter Ferne. Es kommen viele Schiffe an uns vorbei, auch schon einige kleine Boote mit nackten Indiern.

Samstag den 15. Dezember.

Drei Boote mit Eingebornen lagen eben an unserer Seite. Dieselben brachten Nachrichten von anderen ein- und ausgehenden Hamburger Schiffen und bettelten nebenbei; frische Lebensmittel, wonach ich sehr verlange, hatten sie nicht. Die Eingeborenen sind kupferfarbig, wohlgewachsen, haben schöne Gesichtszüge, kohlrabenschwarzes Haar, Bart und Braunen, schnattern aber wie die Enten und sind entsetzlich mager. Wir kommen dem Lande immer näher; es zeigen sich Bäume, Sträuche und hie und da einige Hütten. Das Ufer ist sehr flach und sandig, der Eindruck nicht günstig.

Sonntag den 16. Dezember.

Wir sind am ersten Städtchen (Kedgeree genannt) angelangt, liegen aber leider so weit im Fluß, der hier sehr breit ist, daß wir kaum die Häuser sehen können. Boote gehen sehr viele hin und her, keines aber kommt zu uns.

Montag den 17. Dezember.

Die Ufer nähern sich allgemach; der Fluß wird schmaler. Wir, d. h. wir drei Passagiere, haben für heute Nachmittag, wenn wir wieder vor Anker liegen, eine Excursion an Land verabredet, um einige frische Sachen zu kaufen.

Dienstag den 18. Dezember.

Gestern Abend sind wir während der Ebbe wirklich in einem Boote mit Eingeborenen an Land gefahren. Die Leute mußten uns, da die Ufer sehr schlammig sind, erst eine Strecke weit tragen, d. h. sie nahmen ein Brett auf die Schulter, wir setzten uns rittlings darauf und ritten bis zum trockenen Boden. Der Ort, wo wir hin wollten, war eine ganze Stunde vom Ufer entfernt und langten wir leider erst bei Nacht in demselben an, so daß wir Nichts mehr sehen konnten. Der Vorsteher des Ortes kam uns schon eine Strecke weit entgegen und bat uns ihnen Nichts zu Leide zu thun; die Einwohner wären ob unserer Ankunft sehr erschreckt, da alle außer ihm nie einen Europäer gesehen. Er sprach etwas englisch und da er zugleich der einzige Händler des Ortes war, so radebrechten wir unser Geschäft mit ihm fertig. Die Hütten der Natives sind sehr erbärmlich und schlafen dieselben pêle mêle zusammen gepfercht wie die Häringe in sitzender Stellung. Wir kehrten des langen Weges und der Dunkelheit halber bald zurück und langten gehend, reitend und sitzend wieder auf der „Alwine" an. Dieser kleine Ausflug und die frischen Lebensmittel sind mir ausgezeichnet bekommen. Soeben (11 Uhr) nimmt der Lootse einen Schlepper, da er, sagt er, mit der kranken Mannschaft das Schiff nicht unter 8—10 Tagen nach Calcutta bringen könne. Wir werden also heute Abend schon ankommen.

Calcutta den 19. Dezember.

Da sind wir nun endlich nach Verlauf von „sage und schreibe einhundert vier und achtzig Tagen" gestern Abend hier angelangt; von Allen an Bord sind nur drei gesund und von diesen dreien bin ich so glücklich einer zu sein. Ich ging gestern Abend gleich an Land, traf aber Herrn v. E. nicht zu Hause und kehrte zum letztenmale an Bord der „Alwine" zurück. Heute Morgen wurde ich von Herrn v. E. auf's Freundlichste empfangen; er gab mir gleich Eure lieben Briefe, wofür ich herzlichst danke, und sagte, er wäre sehr in Sorge um mich gewesen, da das Schiff bis vor Kurzem hier verloren ge=

geben worden wäre. Herr v. E. hat sich meiner sehr angenommen und sich sehr nobel gegen mich bewiesen; er hat ein Zimmer ganz in seiner Nähe für mich gemiethet, Möbel gekauft, für einen schwarzen Bedienten Kidmilgar (ohne den man hier nicht fortkommt) und kurz für Alles brüderlich gesorgt. Ich habe denn, da jetzt während der Indigo-Saison viel zu thun ist, auch schon heute wacker gearbeitet und hoffe bald eingeschossen zu sein.

Donnerstag den 20. Dezember.

Unser Comptoir (Office) hält einen Wagen, da hier von Europäern nur äußerst wenig zu Fuße gegangen wird; derselbe holt mich Morgens um 10 Uhr an meiner Wohnung ab und bringt mich nach Schluß der Office um 5 Uhr wieder zurück, dafür ist also auch gesorgt. Herr v. E. hat mich mit mehreren Deutschen bekannt gemacht, wovon einer, Herr Müller, in meinem Hause wohnt und sich meiner sehr annimmt; heute Abend hat mich Herr v. E. eingeladen.

Freitag den 21. Dezember.

Morgen geht eine Mail (mit welcher ich diesen Brief schicken werde) und haben wir daher sehr viel zu thun, weßhalb ich mir die Carriage schon um acht Uhr bestellte. Wir stehen hier sehr früh, halb sechs Uhr, auf, gehen aber mit den Hühnern zu Bette. Oeffentliche Amusements soll Calcutta wenig bieten; doch erlaube ich mir noch nicht über irgend etwas ein Urtheil zu fällen. Ich glaube nur, je länger ich hier bin, desto besser wird es mir gefallen. Ich habe ein schönes hohes Zimmer mit Gott weiß was Allem. Das Essen ist gut (ein erheiternder Anblick bei 6 oder 8 Speisenden 9 oder 12 schwarze, weiß gekleidete, beturbante Bediente, jeder hat seinen Diener hinter seinem Stuhl, der nur für ihn sorgt, 3 oder 4 sind vom Hause) und ich bin guter Dinge, zumal ich hoffe, daß Ihr Alle gesund und munter seid.

Samstag den 22. Dezember.

Heute muß dieser Brief fort; leider kommt er nicht morgen, auch nicht am Christtag oder an Neujahr an, sondern erst in circa einem Monat; doch könnt Ihr mir glauben, daß ich Euer täglich mit warmem Herzen gedenke. Ich werde Dir, lieber Vater, jeden Monat genauen Bericht über mein Thun und Treiben erstatten und hoffe dagegen mit Gleichem von Euch begünstigt zu werden. Sehr gefreut hat es mich zu vernehmen, daß Franz wieder besser und

Hch. Wiesel auch seiner Besserung entgegen geht; wären die Kerls nur alle so gesund, wie ich, dann ging's. — Ich habe Dir, lieber Vater, früher in diesen Blättern schon einmal angegeben, wen ich alle zu grüßen bitte; bitte vergiß keinen davon. Es thut mir wohl, an alle meine lieben Freunde zu denken und würde ich mich freuen, wenn meiner eben so oft in Liebe gedacht würde. — Nun Gott sei mit Euch!! Vergnügte Feiertage! schließet mich in Euer Gebet am Schlusse des Jahres, ebenso wie ich es Euch thue! Mein nächster ausführlicher Brief geht um diese Zeit im Januar ab; bitte schreibt mir bald wieder.

Mit herzlichen Grüßen und Küssen an Alle, besonders aber an Dich mein lieber theurer Vater bin ich

Dein treuer, dankbarer Sohn

Ludwig Winckel.

## Zweiter Theil.

# Mein Aufenthalt in Indien.

---

### Erstes Kapitel.

**Empfang. Die Stadt. Meine Pension. Mein Leibfuchs. Ein Diner. Meine Lebensweise. Edens Garden. Die verschiedenen Diener.**

Wie ich schon schrieb, traf ich am Abend meiner Ankunft Herrn v. E. nicht zu Hause; statt seiner empfing mich Herr St..., den er an meine Stelle in seinen Haushalt aufgenommen. Derselbe gab mir nach kurzer Unterhaltung den Rath, wieder an Bord zurückzukehren und mich am andern Morgen im Geschäftslocal einzufinden. Nach 184 tägiger Seereise war mir dies ein kalter Strahl und ich frug nach einem Hotel, um daselbst die Nacht zu bleiben. Davon rieth er mir indeß entschieden ab und ich entschloß mich schweren Herzens, ohne das Geringste genossen zu haben, nochmals an Bord der Alwine zu gehen. Der Durwan nahm mich wieder mit zum Office, miethete mir daselbst ein Dingy und so kam ich gegen 10 Uhr wieder an Bord an, nachdem Alles schon zu Bett war. Diese erste Zusammenkunft mit St... hinterließ mir eine sehr unangenehme Erinnerung. Ich frug mich vergebens, was ich dem Manne, der mir völlig fremd war, zu Leide gethan haben könne, daß er mich so abschickte. Da ich so lange erwartet worden war und ihm die Bequemlichkeiten auf einem so kleinen Schiffe nicht fremd sein konnten, mußte er sich doch sagen, daß mir ein Lager auf dem Fußboden ein Paradies sein würde, gegen das Loch mit faulender, stinkiger Matratze, mit Heerden von Ungeziefer, welches 184 Tage lang mein Gefängniß gewesen war. Erst ein Jahr später konnte ich mir die Motive dieses Herrn erklären, lernte ihn aber dann auch so gründlich kennen, daß ich mir sagen mußte, es war von ihm nichts Anderes zu erwarten.

Herr v. E. kam am andern Morgen gegen 10 Uhr ins Geschäft, war die Liebenswürdigkeit selbst und ungehalten darüber, daß Herr St... mich am Abend vorher veranlaßt hatte, wieder an Bord zu gehen. Er sagte, es wäre Gelegenheit zum Schlafen genug bei ihm gewesen.

Calcutta gewährt vom Flusse aus einen prachtvollen, wunderbar schönen Anblick. Vom Meere kommend, zunächst an Garden Reach, die Paläste des daselbst internirten Königs von Oude, dann die Sommerresidenzen der reichen Europäer, die, blendend weiß angestrichen, malerisch unter schönen grünen Bäumen liegend, mit Verandas nach der Flußseite, in herrlichen Gärten voll üppiger tropischer Pflanzen, einen wunderlieblichen Eindruck hervorzaubern. Dann das Fort William mit seinen starken Bastionen, seiner prachtvollen Kirche, großen rings mit Veranden umgebenen Kasernen, dann Chowringhee, der Wohnsitz der Europäer, der prachtvolle Palast des Vicekönigs, an den sich das Geschäftsviertel der Europäer anreiht, das, auch zum größten Theil aus prachtvollen Gebäuden, wie die Bank of Bengal, die Metcalfe Hall ꝛc. bestehend, nicht wenig zu dem stolzen Namen beiträgt: Calcutta die Stadt der Paläste. Rechnet man hierzu den majestätischen Fluß, die vielen großen stolzen Schiffe aller Nationen der Welt, das überall herrschende rege, bunte Leben, so kann man sich eine kleine Vorstellung von dem magischen Anblick machen.

Da sich viel Arbeit vorfand, so begann gleich nach der Begrüßung mit Herrn v. E. meine regelmäßige Thätigkeit und wurde ich durch die neuen Verhältnisse, das völlig andere Leben, so sehr in Anspruch genommen, daß ich eigentlich längere Zeit nicht dazu kam, mir Rechenschaft über mich selber zu geben.

In dem Hause, in welchem ich wohnte, hatte ich gleichzeitig volle Pension; es wohnten darin außer mir noch ein Deutscher Namens M.... aus B., Sohn des Quacksalbers M...., ein Engländer Namens T...., Angestellter in einem bedeutenden Musik-Instrumenten-Geschäfte, mit seiner Frau, zwei Gebrüder Badham und einige zukünftige Beamte der Civil-Verwaltung. Letztere blieben allerdings nur kurze Zeit, da sich ihre Erwartung bezüglich einer festen Anstellung nicht erfüllte. Wir trafen uns nur zweimal am Tage, morgens zum gemeinschaftlichen Frühstück und um 7 Uhr abends zum Diner. Herr v. E. hatte mir bei meiner Ankunft schon einen Kidmilgar gemiethet und schien eine gute Wahl getroffen zu haben. Der Bursche war Mitte der Zwanziger, verheirathet, ruhig, bescheiden, machte einen guten Eindruck und radebrechte so viel Englisch als ich auch, so daß wir uns zur Noth verständigen konnten. Ein solcher Leibfuchs ist eigentlich das Factotum für seinen Herrn. Er liegt oder kauert vielmehr des Nachts vor seiner Thür, jedes Winkes gewärtig, hilft ihm Morgens beim Baden, Ankleiden, wartet ihm bei Tisch auf, bringt

mittags das Frühstück ins Comptoir, gibt die Wäsche dem Doobie, sorgt, daß der Wasserträger Wasser bringt u. s. w. Außer oben genannten Personen nahmen an den Mahlzeiten auch noch die Wirthin des Hauses, ihr Mann war Capitän eines Gangesdampfers und immer monatelang unterwegs, eine 13—14jährige Nichte derselben mit dem Spitznamen Poussy, den sie mit vollem Recht verdiente, da sie immer recht schnippisch war, und eine unverheirathete, im Hause wohnende Halfcast Dame schon älteren Datums theil, die aber nur 20 Jahre zugestehen wollte, sehr heirathslustig zu sein schien, obgleich sie unsere manchmal nicht gerade sehr zarten Anspielungen stets mit großer Entrüstung zurückwies. Soviel wie möglich wurde bunte Reihe gemacht. Vor die Herren wurden die Fleischspeisen zum tranchiren gesetzt; die Damen übernahmen es die Gemüse zu serviren. Jeder Herr und jede Dame hatten ihren Kidmilgar hinter dem Stuhl stehen. Wünschte man nun von irgend einer auf dem Tisch befindlichen Speise, so schickte man den Bedienten zu der betreffenden Dame oder Herrn, vor dem die Speise stand, und ließ um Etwas davon bitten. Hatte derselbe Geflügel vor sich und wollte höflich sein, dann fragte er wohl: would you prefer a piece of the breast, wing or leg? — hatte er Braten: you like it welldone? Das Bild einer solchen Tafel ist ein buntes und bewegtes, obgleich der Engländer bei Tisch die Unterhaltung wenig pflegt. Außer den Bedienten der Tafelnden laufen auch noch die Diener des Hauses mit den Schüsseln ab und zu, so daß bei einer Gesellschaft von 10 Personen, in der wir durchschnittlich zu Tisch saßen, weitere 12—14 Personen um uns in Bewegung waren. Den ersten Abend war ich bei v. E. zu Gast. Den zweiten Abend hatte man vor meinen Platz eine Schüssel mit einem großen Stück gebratenen Fleisches gesetzt; ich hatte keine Ahnung, was ich damit sollte, als ein Kidmilgar einen Teller vor mich hinsetzte und sagte: Sahib a little bit, but not welldone. Ich verstand ihn natürlich nicht und wußte nichts aus ihm zu machen, das schon rief ein Schütteln der Köpfe der Anwesenden hervor. Ich erlaubte mir dann den neben mir sitzenden Herrn M . . . ., ungehöriger Weise auf deutsch, zu fragen was ich solle; als der mir meine Pflicht auf englisch klar zu machen suchte verstand ich auch ihn nicht, und als ich endlich begriffen hatte, konnte ich nicht tranchiren. Damit war der Gipfel meiner Verlegenheit erreicht; ich wäre den spöttischen Gesichtern der Engländer gern aus dem Weg gelaufen und lieber im Sturm an Bord eines Schiffes gewesen. Herr M . . . .

war nach dem Essen so freundlich, mir nähere Instruktionen zu geben und sorgte dafür, daß mir die nächste Zeit nur solche Schüsseln vorgesetzt wurden, die ich zur Noth auch tranchiren konnte. Nach und nach lernte ich auch dies noch; doch gerieth ich später bei einer sehr großen Gesellschaft abermals in die peinlichste Verlegenheit, als ich einer Dame zu einem Bruststück einer gebratenen Ente verhelfen sollte und es mir nicht gelang, das Flügelgelenk zu treffen. Herr v. E. half mir bei der Gelegenheit aus der unangenehmen Situation.

Meine Lebensweise war ungefähr folgende: Morgens gegen 6 Uhr brachte mir der Kidmilgar eine Tasse Thee ans Bett, ich stand dann auf und blieb circa eine Stunde in meinen Nachtkleidern, bestehend aus einer Flanelljacke und dito Hose, bei geöffnetem Fenster sitzen. Gegen 7 Uhr nahm ich in einem besonderen Badezimmer, deren jeder Miether eines für sich hatte, in einem großen thönernen Gefäße ein Bad, wobei der Bursche das Wasser über den Körper goß, mich dann abrieb und anzog. In meiner anfänglich noch strotzenden Gesundheit und Kraft glaubte ich das alles allein besorgen zu müssen, als aber später die unausbleibliche Erschlaffung eintrat, ließ ich es mir nicht nur gerne gefallen, sondern hielt es auch für durchaus selbstverständlich. Um 8 Uhr wurde sehr substantiell gefrühstückt: Thee oder Kaffee, Eier mit Schinken gebraten, Beefsteak &c. Dann ging ich ins Geschäft, d. h. der Geschäftswagen holte mich ab, da das Gehen in der Sonne für einen Europäer nicht rathsam ist. Um 12 Uhr brachte der Kidmilgar ein kaltes Frühstück, Tiffin genannt, Fleischbutterbrode, Geflügel, bisweilen auch Salat u. s. w. Um 5 Uhr sollte dann Geschäftsschluß sein; es gab aber Arbeit in Hülle und Fülle; die Post schloß erst um 6 Uhr, so arbeitete ich denn bis gegen 6 und dabei blieb es so lange ich in Calcutta war. Nach Schluß des Geschäftes fuhr oder ritt man im Winter noch $^1/_2$—1 Stunde nach Edens Garden, der sich zwischen dem Palaste des Vicekönigs und dem Fort William am Strand entlang zog, wo jeden Abend Militärmusik war und sich nicht nur die feine europäische Welt, sondern auch Alles, was von Eingebornen und Halfcast Rang, Ansehen oder Vermögen hatte, versammelte. Es war ein vollständiger Corso, einzig in seiner Art. Die Maharajas, Rajahs, Banians, Baboos, Perser und Armenier fahren ungemein prachtliebend, in reichen, luxuriösen Karossen, bis zum Uebermaß behangen mit Gold, Diamanten, Federn und Seide und vielfach, wo die Regierung es den Fürsten gestattet hatte, mit Vorreitern. Ihre Frauen lassen diese Herren zu

Hause; dieselben bleiben überhaupt für die Europäer unsichtbar. Die europäischen Damen reiten meistens so lange sie jung sind und das Klima an ihnen noch nicht seine erschlaffende Wirkung geübt hat, dann aber muß der Herr, der eine Dame zu begrüßen wünscht, sich schon bequemen an ihren Wagen heran zu reiten oder zu gehen, denn nur selten rafft sich eine auf, um bei der Musik einige Augenblicke auf und ab zu spazieren. Das Vergnügen ist überhaupt nur kurz. Calcutta liegt unter dem Wendekreis des Krebses; es ist daher fast beständig Tag- und Nachtgleiche und mit Untergang der Sonne auch die Nacht schon da. Edens Garden ist eine Art kleiner botanischer Garten. An dem Ende, dem Fort William zunächst, ist ein freier Platz mit einem Pavillon für die Musik, dann kommen schattige Spaziergänge unter allerhand seltenen Bäumen, Pflanzen, Blumen, besonders Rosen, und schließlich ein Platz mit einer Pagode; das Ganze ist eingefriedigt und Reitbahn ringsum. Nach Beendigung des Concertes reitet man nach Hause und legt sich aufs Bett oder Schlafsopha; dann steht der Kidmilgar bereit und setzt eine an der Decke hängende Punkah durch Hin- und Herziehen in Bewegung, um Kühlung zu schaffen. Ist man ganz besonders erschlafft, so läßt man sich auch wohl kneten, champoon, wonach man sich wie neugeboren fühlt. Nach dieser Ruhepause, die vielfach auch zu einem zweiten Bad benutzt wird, macht man Toilette, um en grande tenue an der Mittagstafel zu erscheinen. Unmittelbar nach dem Mittagessen gibts eine Tasse Kaffee, bei der man dann wohl bis gegen 10 Uhr gemeinschaftlich sitzen bleibt. In der Regel ging man um 10 Uhr zu Bett und gab es dann noch eine Tasse Thee am Bett.

Die Kidmilgare beköstigen und kleiden sich selbst, nur die reichen Leute oder solche, die Werth darauf legen, geben ihnen eine Art Livree. Dieselben erhielten damals 8—12 Rupees (à 2 Mark) monatlich Gehalt; außerdem mußte man noch dem Stiefelputzer, Wasserbringer, Hausknecht monatlich ein Trinkgeld geben, so daß ein artiges Sümmchen für Bedienung allein herauskam. Für das unmöblirte Zimmer incl. Baderaum mit Pension mußte ich 100 Rupees per Monat bezahlen, was mir nach den damaligen europäischen Verhältnissen enorm erschien.

## Zweites Kapitel.

**Weitere Schicksale meiner Reisegefährten. Ein Pferd und seine Fehler. Herrn T.'s Sorgen. Herr v. B. Anfang der Erschlaffung. Die Mosquitoplage.**

Ich war schon einige Tage in Calcutta und hatte noch keinen meiner Mitpassagiere von der Alwine wieder gesehen, als Herr E..... mich eines Tages aufsuchte. Sein Brodherr H.... hatte glücklich ein Lokal für sein Mississipi-Panorama in dem ersten Hotel bei Wilson gefunden. Sie wollten mit ihren Vorstellungen beginnen, hatten aber nur eine deutsche Erklärung dazu, waren selbst nicht im Stande dieselbe ins Englische zu übersetzen und fanden auch Niemand. Nun sollte ich ihnen dabei behülflich sein gegen freies Entree; ich fühlte mich dazu auch nicht stark genug und zog wieder Herrn M.... zu Rathe und wurden wir auch nach einigen Tagen glücklich fertig. Zwischenzeitlich wurde nun gehörig Reklame gemacht und der große Saal war voll als die Geschichte losging. Die erträumten großen Hoffnungen sollten indeß schmählich zu Wasser werden. Klappte die Maschinerie nicht, 'oder verstand Herr E..... die Erklärung nicht, die er englisch radebrechte, die Beschreibung stimmte durchaus nicht mit der Zeichnung; wo der Mond mit magischem Licht die weiten Gewässer des Vaters der Ströme beleuchten sollte, war Gebirgslandschaft u. s. w. Das Publikum kam aus dem Lachen nicht heraus und damit war die Sache gerichtet. Die ferneren pompös angekündigten Vorstellungen wurden nicht besucht, der erste Abend konnte die Kosten unmöglich decken — und Herr H.... verschwand still von der Bildfläche mit Hinterlassung seines Panoramas und seiner sonstigen Sachen. Das war das Ende des Naturforschers; er ist mir im späteren Leben nicht wieder begegnet. Das Panorama soll später in einigen Städten oben im Land ausgestellt worden sein, ob mit Erfolg, möchte ich bezweifeln.

Herr von E. machte mich nun gelegentlich auch mit anderen Herren bekannt, so unter Andern auch mit dem preußischen Consul Herrn J..... aus E..... Als derselbe von meiner langen Reise und der schlechten Behandlung durch den Capitän hörte, ersuchte er mich ein Protokoll darüber aufzunehmen, damit der Capitain belangt werden könne. Dieser hatte, da er sich nun überzeugte, daß ich in einem der angesehensten Häuser Calcuttas conditionirte, inzwischen

durch Herrn Eckstein eine Annäherung an mich gesucht und ließ mir sagen, ich möge an Bord kommen, um mich zu überzeugen, daß er es uns nicht besser habe geben können. Ich ließ ihm wieder sagen, ich hätte Zeit genug gehabt, den Werth seiner Versicherungen kennen zu lernen, er brächte es nicht länger fertig mich zu hintergehen. Im Uebrigen sei ich so glücklich der Gemeinschaft mit ihm entronnen zu sein, daß ich, wie er ganz richtig speculirt gehabt habe, sein erbärmliches Verfahren auf sich beruhen lassen wolle, um nicht wieder mit ihm in Berührung zu kommen. Deßhalb sagte ich auch Herrn Jung, ich verzichte auf eine Belangung des Capitäns. Er meinte zwar, meine Beschwerde würde dennoch Erfolg haben, ich ließ mich aber nicht bestimmen, dieselbe zu formuliren. Glück hat dem Capitän sein Raub auch nicht gebracht, sein bester d. h. tüchtigster Matrose desertirte ihm in Calcutta, der erfahrenste lag die ganze Zeit im Lazareth und kam bei der Abreise noch krank wieder an Bord, so mußte er zusammengelaufenes Gesindel zur Completirung der Mannschaft heuern. Er soll schon Mitte der 60er Jahre an Aerger gestorben sein.

Ich war kaum 2—3 Wochen im Geschäft, als Herr v. E. mir eines Morgens sagte: „heute ist Pferdeauktion, da scheint etwas Passendes für Sie darunter zu sein, gehen Sie hin und kaufen sich eins". Auf meinen etwas verwunderten Bescheid, daß ich daran nicht denke, da ich kein Geld dazu habe und das mir versprochene Salär kaum hinreiche meine persönlichen Auslagen zu decken, frug er mich: wieviel ist Ihnen denn zugesagt worden, und als ich ihm erwiderte, vorab Wohnung bei Ihnen, unterbrach er mich mit den Worten: Ja, durch Ihr langes Ausbleiben habe ich mich anders einrichten müssen, das läßt sich nun nicht mehr ändern, rechnen Sie daher vorläufig auf mindestens 15—1800 R., kurzum was Sie nöthig haben, und gehen Sie hin und kaufen sich ein Pferd, lassen Sie sich das Geld vom Cassirer geben und erstatten es wie es Ihnen paßt. Wenn Sie hier ihre Pflicht thun und etwas leisten wollen, müssen Sie durch die unumgänglich nöthige Bewegung sich Erholung verschaffen! Da ich immer Liebhaberei am Reiten hatte, so ließ ich mich nicht länger nöthigen und kaufte in der Auktion einen schönen Braunen für 400 R. Daß ich dabei hereinfiel war selbstverständlich; das Thier ziemlich hoch und schlank mit viel Temperament und gesunden Knochen wäre unter Brüdern viel mehr werth gewesen, wenn es nicht die unangenehme Eigenschaft gehabt hätte, sich nicht besteigen lassen zu wollen. Als das Pferd in der sehr besuchten Auktion vorgeführt wurde, fiel

mir dies nicht auf, und als ich es bezahlt hatte, war jene Eigenschaft kein den Kauf rückgängig machender Fehler. Lächerlich waren die Manipulationen, die ich anstellen mußte, um in den Sattel zu kommen. Wenn das Thier mich sah, wurde es unruhig, außer meinem Syce mußten noch zwei andere dabei behülflich sein, zehn Mal drehte es sich im Kreise herum, drückte gegen das Haus oder legte sich auf die Erde, war ich mit dem linken Fuß glücklich im Bügel, so ging es, womöglich wie aus der Pistole geschossen, mit zurückgelegten Ohren ab. Mehrere Male ist es meinem Syce sogar entlaufen. Ich versuchte alles mögliche das Thier an mich zu gewöhnen, streichelte es, gab ihm Brod, Zuckerrohr, Stückchen Zucker, ging zu ihm in den Stall, sprach mit ihm, Alles vergebens, wir beide befreundeten uns niemals mit einander. Große Geduld ist niemals meine starke Seite gewesen, als mir nun einige male die Geduld riß und ich es stark mit der Reitpeitsche vermöbelte, biß und schlug es nach mir. Ich vermuthete, daß mein Syce das Thier maltraitirte, konnte ihm aber nichts beweisen und mochte ihn daher, da das Thier immer gut geputzt war und wohlgenährt aussah, nicht entlassen.

Im Laufe des Februar 1861 reiste Herr M . . . nach Europa zurück und war ich nun in dem Boardinghouse der einzige Deutsche unter all den Engländern. Das Verhältniß hatte sich zwar nicht ungünstig gestaltet, der eine Herr Badham pflegte französische Conversation mit mir, einer der werden wollenden Civilbeamten wünschte durch mich bei v. E. eingeführt zu werden, um in einem kaufmännischen Geschäft eine Stellung zu erhalten und auch die Wirthin schien Gefallen an mir gefunden zu haben. Sie hatte mein Couvert neben das ihre legen lassen und bemühte sich in freundschaftlicher Weise mir das Englische beizubringen. Ueber gewisse Stellen kamen wir indeß nicht hinaus, wenn sie mir erzählte was ihre Nichte Alles lernen solle, dann sagte sie „I will teach her music, french, german, geography u. s. w.", worauf ich dann regelmäßig erwiderte: „beg your pardon Mrs. Dugdale will you teach her all this yourself, or will you let her teach these things". Of course Sir, I'll teach her, „you yourselves Mrs. No Sir not I myself, but I'll teach her." Ueber das selbst lehren und lernen lassen wurden wir niemals einig; wir redeten uns beide in Eifer und gingen bis zur nächsten Mahlzeit schmollend auseinander; indeß hatte ich sonst mit meinen Hausgenossen gar keinen Verkehr, wir hatten keine Berührungspunkte. Bei einem verheiratheten Zimmmernachbarn Herrn T. . . . ging es etwas kümmerlich

her. Als ich nun eines Abends aus einer Gesellschaft bei Herrn v. E. heimkehrend, Herrn T.... in großer Aufregung in der Veranda auf und abgehend fand und aus seinem Zimmer jämmerlich stöhnen hörte, glaubte ich seine Frau wäre krank geworden, faßte mir ein Herz, ging zu Herrn T.... hin, bot ihm meine Hülfe an und erlaubte mir ihn zu fragen, ob ich einen Arzt holen dürfe. Der Mann sah mich groß an, mußte aber doch wohl fühlen, daß nur Theilnahme mich veranlaßt hatte, ihn anzusprechen; er reichte mir beide Hände und sagte, wenn ich im Falle wäre, Ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, würde ich mich an Sie wenden, das geht heute nicht an. Ich ging etwas gekränkt ab. Als ich aber am andern Morgen ein kleines Wesen schreien hörte, wurde es mir erklärlich warum er meine Hülfe nicht hatte gebrauchen können. Von da ab traten wir uns näher, was uns beiden später noch zum Vortheil gereichte.

Um dieselbe Zeit sprach mich einmal auf einem Corso in Edens Garden ein Deutscher an und stellte sich mir als B. von B., Sohn eines deutschen Minister-Präsidenten vor. Ich sah zwar, daß er etwas reducirt war, er war indeß keineswegs aufdringlich; ich fand, da ich ungenirt mit ihm verkehren konnte, Gefallen an seiner Unterhaltung, und da Herr v. E. auf mein Befragen zwar achselzuckend erklärte, es läge nichts gegen ihn vor, ich würde ihn bei weiterem Verkehr wohl näher kennen lernen, so hatte ich nichts dagegen, als er mich bei einer Gelegenheit bat, mich besuchen zu dürfen. Er kam dann die erste Woche alle 2 Tage, von der zweiten Woche an aber jeden Abend, den ich zu Hause zubrachte, und ich fand bald, daß meine Cigarren und mein Brandy es ihm angethan hatten. Die Unterhaltung mit ihm war indeß für mich so interessant und belehrend, daß ich über den Kostenpunkt hinwegsah und ihn vermißt haben würde, wenn er einmal an einem Abend, den ich zu Hause war, nicht gekommen wäre. Es dauerte natürlich nicht lange, bis daß er mir seine Lebensgeschichte erzählte. Er war in Bonn Student, als die 1849er Bewegung in Baden ausbrach. Mit einer großen Anzahl seiner Commilitonen schloß er sich begeistert den sogenannten Freischärlern an, machte Waghäusel und einige andere Gefechte mit und rettete sich nach Niederwerfung der Bewegung in die Schweiz. Mit seinem Vater hatte er es natürlich verdorben; eine Tante gab ihm die Mittel nach Amerika zu gehen, als es ihm da nicht gelang vorwärts zu kommen, ging er zurück nach England und suchte die Verzeihung seines Vaters nach. Der aber wollte von seinem verlorenen

Sohn nichts wissen und ließ er sich nun aus Noth als englischer Soldat anwerben; als solcher kam er zur Zeit des Aufstandes 1856/57 nach Indien und machte daselbst den ganzen Feldzug bis hinauf nach dem Himalaya mit. Nach Beendigung seiner Dienstzeit kam er nach Calcutta und es glückte ihm daselbst eine Commisstelle in einem nicht unbedeutenden Schweizer Hause zu erhalten. Er wußte sehr interessant zu schildern, sprach gewandt französisch, englisch und hindustanisch und hatte die sämmtlichen Klassiker im Kopf. Wir lasen uns aus Büchern vor, die ich aus einem Lesezirkel, dessen Vorsteher Herr v. E. war, mitbrachte, z. B. den Zauberer von Rom u. s. w. und gingen stets befriedigt auseinander. Er wahrscheinlich weil es ihm nicht an leiblicher Unterhaltung gefehlt hatte, ich, weil sich bei mir allgemach eine gewisse Erschlaffung bemerkbar machte und ich mich durch diese Abende wieder angeregt fühlte. Es war nämlich mittlerweile anständig warm geworden und machte sich die Hitze bei mir zunächst in unangenehmer Weise dadurch bemerkbar, daß ich Nachts nicht mehr schlafen konnte. Ich bin damals manche Nacht 10—20 Mal aus dem Bett gesprungen, im Zimmer auf und abgelaufen, hab' gezählt bis ich die Zahlen nicht mehr behalten konnte, dann wieder in's Bett, nach ruhelosem Umherwälzen wieder heraus, und dieselbe Procedur von vorne angefangen bis gegen Morgen sich eine Erschlaffung einstellte, die erst durch das Bad wieder gehoben wurde. Dieses Aufstehen und Wiederhinlegen ist eine mühselige Geschichte, der Mosquitos wegen steht das Bett frei im Zimmer und hat ein großes Gestell behangen mit einem Mosquitonetz. Vor dem Untergehen der Sonne, ehe die Mosquitos in's Haus kommen, wird das Netz von dem Kidmilgar auf allen vier Seiten in sorgfältigster Weise unter die Matratze gesteckt, damit ja kein Mosquito sich darin befindet, denn sonst ist eine schlaflose Nacht sicher. So müde man auch ist, sobald das verdächtige Summen, diese schrecklichste aller Musik, beginnt, ist's mit dem Schlaf vorbei, jeden Augenblick erwartet man den bösen Stich, wenn auch die Rache süß ist, und man den Uebelthäter auf der eigenen Backe, Arm, Hand todt schlägt, so hilft einem dies doch nicht, denn dann fängt das unleidliche Jucken und Kratzen an, und nach einer ruhelosen Nacht hat man am andern Morgen große blutige Blasen. Die Eingeborenen reiben sich gegen diese Plage mit einer Art Oel ein, das hat aber einen sehr unangenehmen Geruch und gibt der Haut einen fettigen Glanz, so daß man als Europäer dieses Mittel nicht anwenden kann. Will man nun in's Bett, so

webelt der Kidmilgar mit einem großen Fächer, die etwa von außen an dem Netz sitzenden Mosquitos fort, dann zupft er an einer Stelle das Netz unter der Matratze hervor, genau soweit, daß man eben darunter herkriechen kann, und stopft geschwinde wieder hinter einem zu, sobald man im Bett ist. Die Betten sind hier in der Regel sehr breit, daß man sich darin wälzen und quer legen kann, viele sogar mit Punkahs darin. Muß man nun des Nachts heraus, so muß die Procedur auf's sorgfältigste wiederholt werden, denn läßt man das Netz nur einmal hängen, anstatt es wieder unter die Matratze zu stecken, so kann man sicher sein, daß ein Mosquito die Passage findet, und dann schlafe wer schlafen kann. Ich bin gegen Ungeziefer immer ziemlich unempfindlich gewesen, die Million Wanzen an Bord des Schiffes hatten mich auch vorbereitet, als aber wegen der Hitze das nächtliche Wandern bei mir begann und ich dann erschöpft in's Bett kriechend, die Musik der Mosquitos wieder hörte, glaubte ich doch manchmal es könne nichts Schlimmeres auf Erden geben. Doch der Mensch ist ein Gewohnheitsthier und auch ich gewöhnte mich so sehr an die Mosquitos, daß mich deren Summen, selbst Stechen später nicht mehr störte.

## Drittes Kapitel.

**Die Ankunft eines Landsmannes. Nochmals mein Reisegefährte E.... Mein Wechsel und seine Folgen. Ein Anfall von Cholera.**

Eines Tages bekamen wir von einem deutschen Hause einen Empfehlungsbrief mit Einlagen für einen jungen Mann, der nach Calcutta unterwegs sei, um dasselbst das kaufmännische Leben kennen zu lernen. Als nun kurze Zeit darauf ein Schiff von Kedgeree gemeldet wurde, unter dessen Passagieren auch der Name desselben figurirte, steckte ich die für denselben angelangten Briefe in ein Couvert und schrieb dem Landsmann einen etwas warmen Willkommbrief dazu. Selbstverständlich legte ich diesen Brief Herrn von E. vor; derselbe meinte, der Brief ist nun einmal geschrieben und mag so gehen, seien Sie aber in Zukunft etwas zurückhaltender. Als ich ihm entgegnete, die Empfehlung des angesehenen Hauses habe mir Anlaß dazu gegeben, sagte er: das lasse ich für Sie als Entschuldigung gelten, später werden auch Sie sich die Leute eher besehen, ehe Sie ihnen die Arme öffnen. Die Richtigkeit dieser Aeußerung war mir ja klar genug und ich hatte einen Augenblick den Gedanken: begleite die Einlagen nur mit wenig Worten. Es ist mir aber nachher

öfter in den Sinn gekommen, daß eine Fügung Gottes mich den Brief so schreiben und auch absenden ließ; der Pulsschlag des Herzens, der denselben diktirte, ging zum Herzen und hat herrliche Früchte gezeitigt. Der neue Ankömmling war mein Freund P. Sch......, dem ich später wiederholt die Rettung meines Lebens zu danken hatte. Unsere Freundschaft entwickelte sich zwar nur langsam, da er Quartier bei einer Familie nahm, die er auf der Reise kennen gelernt hatte und die sehr weit abwohnte, nahezu eine Stunde noch südlich von Fort William in Kidderpore. Als es uns aber gelang, ihm eine Stellung in einem Bremer Hause nicht weit von unserer Office zu verschaffen, zog er zu seinem Prinzipal und von da ab verkehrten wir öfter.

Mein Reisegenosse H......, der Naturforscher, war verduftet, E..... aber zurückgeblieben; ich sah ihn nur ab und zu ziemlich abgerissen und in einer Gesellschaft, die mir völlig unsympathisch war, so daß ich mich schämte, in Gegenwart anderer Bekannter von ihm angesprochen zu werden. Da suchte er mich eines Tages in dem Office auf, schilderte mir mit beredten Worten seine erbärmliche Lage und nannte mir ein Handelshaus, das ihn engagiren wolle unter der Bedingung, daß er sich neu equipire resp. in anständiger Kleidung auf dem Comptoir erscheine. Dazu sollte ich ihm behülflich sein. Ich frug ihn, wieviel er dazu bedürfe und er meinte, 200 Rupees würden wohl reichen. Ich hatte zwar mein Auskommen aber auch Schulden genug durch den Ankauf der Möbel und des Pferdes und erklärte ihm daher, ich sei völlig außer Stande ihm mit einer solchen Summe dienen zu können. Er machte mir dann begreiflich, daß er das Geld nicht baar gebrauche, ein Wechsel-Accept in dem Betrage würde ihm genügen; er wisse das im Bazar zu versilbern und würde nach drei Monaten in der Lage sein, es selbst einlösen zu können. Wieder ging mein Herz mit meinem Verstande durch; ich unterschrieb den Wechsel und hörte circa vier Wochen lang nichts wieder von E. bis ich in sehr unliebsamer Weise daran erinnert wurde. In einer großen Abendgesellschaft bei Herrn von E. kam ich in die Nachbarschaft eines Herrn K... zu sitzen; derselbe war ein etwas ungehobelter Patron. Er war vor einiger Zeit nach Calcutta verschlagen worden und hatte eine Stelle bei einem nicht unbedeutenden Schweizer Hause gefunden. Seine beiden Chefs waren innerhalb zwei Jahren an der Cholera gestorben, so erbte er gewissermaßen deren Geschäft und gewagte Spekulationen mit fremdem Geld machten ihn binnen kurzer Zeit

zum reichen Manne. Er hielt sich nun für berechtigt, Jedermann aufzuziehen so gut er es eben verstand. So versuchte er auch an mir zu hänseln und frug mich: „Nun, Sie wollen sich ja schon bald selbstständig machen?“ Ich erwiederte: wie kommen Sie zu der Frage? — „Ja, Sie machen ja Geschäfte auf eigene Rechnung!“ — Wie meinen Sie das? — „Mir ist ein Accept von Ihnen zum Diskont offerirt worden, wofür Sie Waaren gekauft haben sollen. Ich mochte aber mit den Leuten nichts zu thun haben; überhaupt ist das Accept schon mehrfach im Bazar ausgeboten worden.“ Die um uns sitzende Gesellschaft, auch mein Chef uns gegenüber, war auf dies Gespräch aufmerksam geworden; ich sah mich daher veranlaßt den Hergang der Sache zu erzählen. Da meinte Herr K. spöttisch: „Sie müssen ja in guten Verhältnissen sein, wenn Sie solchen Freunden gleich mit 200 R. aushelfen können.“ Ich erwiederte darauf, E..... sei niemals mein Freund gewesen; ich habe in ihm nur den unglücklichen Deutschen gesehen, den ich nach Möglichkeit aus seiner Lage zu retten versucht. Darauf sagte Herr von E.: „Den Wechsel werden Sie wohl bezahlen müssen“ und ich entgegnete: ich habe ja schon soviel auf mein Pferd abgetragen, dann verkaufe ich dasselbe und lasse mir das zur Lehre dienen. Damit war das Thema beendet. Am anderen Morgen schrieb ich sofort an E..... und bat um Aufschluß. Ich sandte den Brief durch meinen Kidmilgar und instruirte ihn, denselben nur an die Adresse abzugeben, um sicher zu sein, daß derselbe in E.....'s Hände gekommen. Abends traf ich S......, erzählte demselben die Geschichte und offerirte ihm direkt mein Pferd. Ich hatte ihn früher schon mit dessen Untugend des Nichtbesteigen-lassen-Wollens bekannt gemacht, hatte es ihm, da er in Europa reiten gelernt hatte, auch öfter zum Reiten geliehen und da er noch keines hatte, nahm er es mir ohne zu großen Schaden ab. Als ich am zweiten Tag noch keine Antwort von E..... hatte, sandte ich ihm abermals einen Brief durch einen Geschäftsdiener und ließ mir in einem Buch den Empfang bescheinigen. E..... ließ mir wieder sagen, er würde mich nächster Tage besuchen. Er blieb aber aus und ich fuhr daher abends nach dem Geschäft zu ihm. Ich glaubte ihn mit einem Blick zu sehen, auch seine Stimme gehört zu haben; dies wurde mir aber bestritten mit dem Vorwande, er wohne gar nicht mehr im Hause. Das verbitterte mich denn doch; ich fuhr nach Hause, war aber am anderen Morgen um sechs Uhr schon wieder in seinem Zimmer und traf ihn diesmal im Bette. Da wurde mir natür-

lich klar, daß ich betrogen werden sollte und nahm ich denn auch kein Blatt vor den Mund. Ich hielt ihm vor, wie ich mich auf der Reise seiner angenommen, ihm meine Cigarren, meinen Wein und Selterswasser gegeben, ihn während seiner Krankheit gepflegt, meine Cajüte ihm abgetreten und bei den Matrosen in deren Koje so lange geschlafen hätte. Wie ich noch neuerdings ihm gern zur Gründung einer Existenz behülflich gewesen wäre, nun außer der Gewißheit des Betrogenseins seinetwegen auch noch den Spott der Kreise, in denen ich verkehre, zu tragen habe. Ich wisse, daß er den Wechsel noch nicht verkauft habe, daß derselbe vielmehr vergebens im Bazar ausgeboten werde und verlange denselben unter allen Umständen zurück. Anfänglich behauptete er, der Wechsel sei begeben; als ich aber zu wissen verlangte an wen, gab er zu, es habe ihm noch nicht glücken wollen denselben zu verkaufen, heute aber solle er Geld dafür haben. Ich erklärte dies für eine Finte und sagte ihm, wenn ich den Wechsel nicht bis zum Abend zurück habe, würde ich die Hülfe der Polizei in Anspruch nehmen. Der Abend kam, aber kein Wechsel. Da fuhr ich denn wieder hin und nahm einen einheimischen Commis mit; ich ließ mich nicht abweisen, sondern drang in das Eßzimmer vor, wo ich ihn vermuthete, und erklärte ihm dann in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, wenn er mir nicht innerhalb fünf Minuten den Wechsel wiedergebe, ließe ich durch den Commis die bereits avertirte Polizei holen. Das half; wenn mir auch die Polizei nicht hätte nützen können, er fürchtete doch den Eclat mit ihr. Ich zog mit dem Wechsel und um eine Erfahrung reicher ab — das war meine letzte Begegnung mit E.....

Herr von E. hatte inzwischen erfahren, daß mein Pferd verkauft war; auch erzählte ich ihm den Ausgang der Affaire E. Er war nun an mir wieder ein anderes Pferd zu kaufen, ich wollte aber erst die Einbuße wieder wett machen. Es war mittlerweile immer wärmer geworden und ich konnte sehr gut spüren, daß meine Geister mehr und mehr erschlafften. Ich dachte dabei schon mit einer apathischen Kurzsichtigkeit, wenn du kein Pferd hast brauchst du auch nicht zu reiten; der Reiz des Neuen war geschwunden und ich ließ mich abends schon viel lieber kneten, als daß ich mich aufs Pferd setzte um spazieren zu reiten. Zudem fühlte ich mich nicht ganz wohl, ohne mir klar darüber zu sein, was mir fehle. Es war kurz vor Ostern, um die Zeit wo die ersten reifen Früchte kamen. Ich delektierte mich jeden Abend an Annanas, Leeches, Mangosteens u. s. w., auch die einheimischen Commis brachten mir Früchte ins Geschäft, so daß ich des

Guten wohl etwas zu viel gethan haben mochte. Eines Nachmittags mußte ich wegen heftiger Leibschmerzen nach Hause; man hat für solche Fälle allerlei Hausmittelchen, da es nur wenig studierte Aerzte gab und die meisten sogenannten Doctoren nur gelernte Apotheker waren. Zu Hause angekommen gab mir meine Wirthin Cholera-tropfen, allein sie wollten nicht helfen. Es war mir nicht möglich an dem Mittagessen Theil zu nehmen und die Schmerzen wurden so schlimm, daß ich mich auf dem Nachtstuhl krümmte. Gegen $^1/_2$8 kam wie gewöhnlich B. v. B., als er mich in den Schmerzen sah, sagte er: trinken Sie mal Brandy das wird ihnen helfen. Ich ließ mir von meinem Burschen einen Becher halb und halb zurecht machen, wo ich sonst höchstens ein Schnappsglas voll in einem Wasser-glas nahm, da meinte er, ach dummes Zeug ganz ohne Wasser müssen Sie denselben trinken. Er zwang mir das ganze Glas voll ein und nöthigte mich so sehr zum fortwährenden Trinken, daß ich, als er nach einigen Stunden ging, $1^1/_2$ Flaschen Brandy getrunken hatte. Ich wußte gar nicht mehr wie mir war, die Zähne klapperten mir vor Frost, ich war eiskalt und doch triefte mir der Schweiß vom ganzen Körper, die ganzen Stunden saß ich auf dem Nachtstuhl ohne aufstehen zu können. Als B. fort war, fühlte ich ein Gefühl der Wärme zurückkehren; ich winkte meinem Kidmilgar, ließ mir ins Bett helfen, mich in eine von Europa mitgebrachte Reisedecke einwickeln und mit all meinem Zeug zudecken. Ich kam dann in einen starken Schweiß und das war wohl meine Rettung. Morgens um 6 Uhr ging meine Thür auf, da mein Bursche vor meinem Bett lag, drehte ich den Kopf herum, um zu sehen wer da war. B. sind Sie da! Ja, Gott sei Dank, daß Sie noch leben, Sie hatten die Cholera und ich kam, um Ihnen als Landsmann die Augen zuzudrücken.

## Viertes Kapitel.

**Zur Erholung auf's Land. Jagdversuche. Herr v. B. und seine Manie. Rückkehr nach Calcutta und B's Erkrankung.**

Es dauerte aber doch eine Woche bis ich wieder ins Geschäft gehen konnte, und da Ostern herangerückt war, schlug mir Herr von E. vor, auf weitere 8—14 Tage nach der Soldaten-Gesundheitsstation Barrackpore, $^1/_2$ Tag Eisenbahnfahrt oberhalb Calcutta, zu fahren, um mich da vollends zu erholen. Da sich Herr von B. mir anschließen wollte, so nahm ich den Urlaub dankend an, und so zogen wir denn per Eisenbahn von Howrah, der westlichen, auf der rechten Seite des

Hooghly liegenden, Vorstadt Calcuttas ab. Barrackpore ist wie gesagt Gesundheitsstation für die Garnison Calcuttas und hat auch wohl seinen Namen daher, da an das englische Wort Barrack die hindustanische Endsilbe pore gehängt worden. Die Kranken oder erholungsbedürftigen Soldaten campieren da in weit auseinanderliegenden Barracken. Außerdem lag Artillerie dort, welche zur Beförderung der Geschütze Elephanten hatte, die in Calcutta der vielen Pferde wegen nicht gehalten werden durften. Bei einem Exercitium sah ich circa 200 Stück zusammen, was mir natürlich sehr interessant war. Es war nur ein Hôtel am Platz und der Wirth desselben, ein Deutscher Namens Rose, nahm uns Landsleute freundlich auf. Herr von E. hatte mir ein Gewehr geliehen und so zog ich denn am Morgen nach meiner Ankunft in aller Frühe aus in der frohen Erwartung von allerlei Abenteuern. von B., mit dem ich ein Schlafzimmer zusammen hatte, wollte nicht mit, und meinte er wäre nicht hergekommen um herumzulaufen, sondern um sich auszuruhen. Barrackpore liegt zwar noch im Delta des Ganges, am Hooghly, aber doch ziemlich hoch und trocken, so daß man nirgend Gefahr läuft, in Sümpfe zu gerathen wie bei Calcutta. Wild irgend welcher Art wollte mir nicht begegnen, weder Tiger noch Schlangen, Affen oder Papageien, es war als wenn die langen Wälder ausgestorben seien. Hier und da eine Hütte der Eingebornen unter den Bäumen, doch zogen sich die Bewohner bei meiner Ankunft scheu zurück, und es gelang mir nicht, einem so nahe zu kommen, um ihn um Auskunft fragen zu können; es kam mir vor, als wenn die Europäer wie die Pest gemieden würden. So mußte ich meinen Weg nach Barrackpore selbst wieder suchen, was mir nach dem Stande der Sonne auch leicht wurde, und ich langte gegen Mittag wieder im Hotel Rose an. Herr von B. lag noch immer zu Bett, schien fest zu schlafen, weßhalb ich ihn auch nicht weiter störte. Nachdem ich das Frühstück genommen legte auch ich mich einige Stunden hin und ging gegen 4 Uhr nach einer anderen Richtung aus, um mein Jagdglück aufs Neue zu versuchen. B. schien immer noch fest zu schlafen. Als ich gegen 7 Uhr unverrichteter Sache zurück kam, war von B. zwar aufgestanden, lag aber in einer höchst merkwürdigen Verfassung auf dem Schlafsopha, vor ihm standen verschiedene leere Champagnerflaschen und er schien mir betrunken zu sein, aber nicht sinnlos, da er auf jede Frage vernünftige Rede und Antwort stand, doch war sein Benehmen so eigenthümlich, daß ich glaubte, er wäre übergeschnappt. Essen wollte er nicht, blieb aber

am Champagnertrinken trotz aller bittenden Vorstellungen. Als ich zu Bette ging lag er noch immer auf dem Schlafsopha und wollte nicht zu Bette gehen. Ich war müde, schlief gleich ein und sehr fest. Am andern Morgen lag auch von B. im Bett und schlief, ich ließ ihn liegen in dem Gedanken er werde wohl seinen Rausch ausschlafen. Mittags war wieder dieselbe Scene wie am Tage vorher, auch abends. Als sich dieselbe Geschichte auch am 3. Tage wiederholte, nahm ich ihn ordentlich ins Gebet, da fing er denn an zu heulen und zu klagen, es sei sein Schicksal, wenn er einmal ans Trinken gerathen sei, könne er es nicht wieder lassen, dann müsse er dran bleiben bis zum Ende. Alle meine Vorstellungen halfen nichts, ich erklärte ihm positiv, ich würde mit dem nächsten Zuge nach Calcutta zurückkehren und ihn unter allen Umständen mitnehmen, ich packte seine Sachen und machte Anstalten ihn unter den Arm zu nehmen, er wehrte sich mit Händen und Füßen. Da ging ich zum Hotelier, erklärte dem die Geschichte, und sagte ich könne unter den Umständen nicht länger bleiben, er möge mir die Rechnung machen. Das that er denn auch, außer dem, was ich zu zahlen hatte, standen aber auch noch circa 90 R. für v. B. auf meiner Rechnung; als ich um Auskunft darüber bat, sagte er, ja mein lieber Freund, das ist ein Säufer, den haben Sie mir ins Haus gebracht und müssen auch dafür aufkommen so lange Sie dabei sind. Ich zahlte, versuchte nochmals v. B. mit Gewalt mitzunehmen, aber vergebens, und reiste ab. So war ich am 4. Tag abends spät wieder in Calcutta und durch die Aufregungen mit v. B. war natürlich von Erholung keine Rede gewesen. Ungefähr 14 Tage später, an einem Posttage, in der letzten Stunde, Herr v. E. und ich, uns gegenüber am Pulte sitzend, waren sehr stark beschäftigt, geht an der Hausthüre ein furchtbarer Spektakel los, der uns beide aufhorchen machte. Der Spektakel kommt die Treppe herauf, ich saß so, daß ich den Treppenaufgang und Flur übersehen konnte, und aus der Schaar unserer Diener entwickelt sich v. B. in höchst abgerissenem Zustand. Wie er mich sieht, stürzt er auf mich los mit der Frage „W. wissen Sie was Mesmerismus ist?“ nein B., ich habe jetzt auch keine Zeit mich damit zu beschäftigen, kommen Sie, setzen Sie sich hier in den Sessel, sobald die Post fertig ist, stehe ich zu Ihrer Verfügung. Ich gab den Thürstehern einen Wink wieder an ihre Thüre zu gehen — sie hatten den zerlumpten, anscheinend betrunkenen Menschen nicht hereinlassen wollen — setzte alsdann B. in einen Sessel und fing aufs Neue an zu arbeiten. B. aber hatte keinen Augen-

blick Ruhe, immer wieder sprang er auf, wissen Sie noch nicht was Mesmerismus ist, kommen Sie ich will's ihnen sagen; er faßte mich am Arm und flüsterte: hören Sie nichts, da sind sie, sie verfolgen mich, sehen sie doch da — da — ja — ja Sie können sie nicht sehen, hören müssen Sie sie aber doch, denn ich sehe sie ja. Ich suchte ihn zu beruhigen, rief einen Diener heran, frug ihn in Gegenwart des B. ob Jemand da sei, ging mit B. an die Treppe, zeigte ihm, daß Niemand da war. Alles half nichts, seine Aufregung schien immer größer zu werden. Als ich ihn eben glücklich wieder im Sessel hatte, nahm mich Herr von E. mit ins Nebencomptoir und frug mich, ob ich wisse was B. fehle; auf meine Antwort nein, sagte er mir, er hat das Delirium tremens, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn ins Hospital zu bringen. Mein Wagen steht schon an der Thür, ich will vorfahren und ihn anmelden, kommen Sie dann im Geschäftswagen mit ihm hinterher. Gesagt gethan, Herr von E. fuhr vor und ich mit v. B., der zuerst nicht mit wollte, hinterher aber folgte, als ich ihm sagte wir gingen nach meiner Wohnung. Das Hospital lag in Kidderpore weit südlich noch von Fort William, nahezu eine Stunde Fahrzeit von unserem Office. Als wir auf den Maidan kamen und anstatt nach meiner Wohnung einzubiegen, geradeaus fuhren, sieht mich v. B., der bis dahin immer noch von Mesmerismus gesprochen hatte, auf einmal groß an und sagt dann nach einigem Besinnen, ich weiß wo Sie mich hinbringen, da bin ich schon öfter gewesen, ich soll ins Hospital, ja es mag wohl so am besten sein. Dann auf einmal machte er Miene als wenn er aus dem Wagen herauswollte, beruhigte sich aber wieder, als ich ihm sagte, er wäre doch wohl im Hospital gut aufgehoben. Dann griff er in die Tasche, holte eine Hand voll Goldstücke heraus und sagte: Sie haben in Barrackpore 90 R. für mich bezahlt, halten Sie die davon ab; als ich ihm erwiederte, die seien bereits verschmerzt, sagte er: nein, das will ich nicht, Sie sollen ihr Geld wieder haben, zählte mir 90 R. ab und steckte das andere Geld wieder in die Tasche. Nach einer Weile sagte er, ich kenne das, das ist eine Diebshöhle, das erste was sie dort thun ist, daß sie Einen untersuchen und Alles abnehmen was man bei sich hat und dann bekommt man nichts wieder davon zu sehen. Hier haben Sie mein ganzes Geld, verwahren Sie es, bis daß ich entlassen werde, dann können Sie es mir wieder geben. Nur thun Sie mir den einzigen Gefallen und besuchen mich ab und zu, es ist ganz schrecklich in einem solchen Zustand in einem Hospital zu sein, wenn kein Mensch

auf Gottes weiter Welt sich um Einen kümmert. Kurz vor dem Hospital flüsterte er mir noch zu, geben Sie mir doch eine Rupee wieder, ich weiß mir dadurch ab und zu eine Cigarre zu verschaffen. Herr von E. fuhr gerade wieder ab als wir am Hospital anlangten; alles war geregelt, und als ich Abschied v. B. nahm, bat er mit rührendem Ton, vergessen Sie mich nicht. Diese und die nächstfolgende Woche fuhr ich hin um ihn zu besuchen, wurde aber nicht zugelassen; die dritte Woche durfte ich zu ihm, wurde aber bedeutet ihm keine Cigarren zu geben. Der Besuch war mir peinlich, er war sehr reducirt und lag jämmerlich elend auf seinem Bett. Er war wieder soweit, daß er seine Lage erfaßte und sich fragen konnte was nun? Er bat mich, zu seinem Principal hinzugehen und zu fragen, ob er bei seiner Genesung wieder bei ihm ankommen könne; ich versprach dieß auch, wurde aber von demselben ziemlich kurz abgewiesen. Als nun v. B. nach einiger Zeit entlassen wurde, wandte er sich wieder an uns, Herr von E. fuhr selbst zu R. hin, erhielt aber den Bescheid, es ist genug wenn Einer im Geschäft das Delirium bekommt; da mir das auch passirt, so kann ich Leute, die ebenfalls damit behaftet sind nicht gebrauchen. Meinem Chef war diese Eigenschaft des Herrn R. bekannt und hatte der daher ihm gegenüber kein Geheimniß aus dem Grund, weßhalb er v. B. nicht wieder nehmen wollte gemacht, mir jungem Mann hatte er dieß nicht offenbaren wollen. Wir gaben uns nun alle mögliche Mühe für v. B. eine Stelle ausfindig zu machen, es wollte aber leider nicht gelingen; seine Leidenschaft war allgemein bekannt und daher auf dauernde Hülfe bei ihm nicht zu rechnen. Das Geld, was er mir zum Verwahr gegeben, war der Rest seines Gehaltes, den ihm R. bei seiner Rückkehr von Barrackpore ausgezahlt hatte, und ging an Hospital-, Boardinghouse- und sonstigen Kosten alle darauf und so stand er nun da ohne Stelle, ohne Pfennig im fremden Land. Ich machte mir nicht geringe Vorwürfe, da ich glaubte, dadurch daß ich ihn abends immer bewirthet und schließlich mit nach Barrackpore genommen hatte, sei ich Schuld an dem Wiederaufleben seiner Leidenschaft. Schließlich frugen wir ihn, ob er denn gar keine Resourcen habe und meinte er, wenn er bis nach Delhi käme, da habe ein reicher Kriegskamerad von ihm eine Plantage, der würde ihn wohl aufnehmen. Nun wurde für ihn gesammelt, in zwei Tagen war mehr wie sein Reisegeld zusammen. Ich wurde beauftragt ihm ein Billet zu lösen, ihn etwas auszustaffiren und zu sorgen, daß er sicher fortkomme, ihm aber den Ueberschuß des

Geldes erst im Eisenbahncoupee zu geben. Ich löste also ein Billet mit der Bahn zum Ganges, von da aufwärts per Dampfboot, brachte v. B. selbst ins Coupee und händigte ihm das Geld in den abfahrenden Zug ein. Beruhigt kehrte ich nach Hause. Den anderen Morgen fuhr ich schon um 7 Uhr früh ins Geschäft, um rückständige Sachen zu erledigen; um rasch da zu sein, nahm ich nicht meinen gewöhnlichen, sondern einen etwas näheren Weg durch enge Gassen, der mich an v. B's. alter Wohnung vorbeiführte. Sein Fenster ging nach der Straße, der Zufall ließ mich einen Blick darauf werfen, wer steht darin? B.! Ich fuhr sofort an der Hausthür vor, stürmte die Treppe hinauf, hörte noch ein heftiges Thürzuschlagen und kein B. war mehr zu finden. Ich hätte darauf geschworen ihn gesehen zu haben und glaube auch nicht, daß ich mich täuschte. v. B. kam aber nicht wieder zum Vorschein.

## Fünftes Kapitel.

**Herr T. Ein neues Pferd. Herr S. Calcutta's Hitze. Unser Geschäftshaus. Ein neuer Commis.**

Um dieselbe Zeit war die Lage des Herrn T.... immer precärer geworden. Sein Chef Gould hatte ihm versprochen ihn mit der Zeit entsprechend aufzubessern, ließ es indeß bei dem bloßen Versprechen bewenden in dem guten Glauben, er habe den Mann sicher. Das Wochenbett hatte viel Geld gekostet, die Frau konnte sich gar nicht erholen, die Kleine mußte einen Wärter haben (in Indien werden europäische Kinder nur von männlichen Bedienten verwahrt), so überstiegen seine Ausgaben die Einnahmen ganz wesentlich. In dieser Noth klagte er mir einmal sein Leid und meinte, wenn ihm so viel Mittel beschafft würden, daß er nach Madras käme und da ein Geschäft seiner Branche anfangen könne, dann wäre er geborgen; nach seinen Erkundigungen existire ein solches daselbst noch nicht, während doch eine Menge reiche Leute dort seien. Ich wandte mich wieder an den Retter aus aller Noth Herrn von E.; es wurde gesammelt und in wenigen Tagen konnte ich Herrn T.... 500 R. überreichen. Damit war ihm geholfen und die Freudenthränen der glücklichen Familie werde ich nie vergessen. Er reiste schon mit dem nächsten Dampfer nach Madras, ließ seine Familie in 4 Wochen nachkommen und schrieb mir mehrere Male befriedigende Briefe.

Meine Wirthin Mrs. D.... hatte inzwischen ein anderes viel größeres und bequemeres Haus gemiethet und mich veranlaßt mit

ihr zu ziehen, da ich mir das schönste Zimmer aussuchen könne und nicht mehr zu zahlen brauche als bisher. Diese neue Wohnung lag aber sehr weit entfernt und Herr von E. ließ mir daher keine Ruhe wieder ein Pferd zu kaufen. Im Geschäft war sehr viel zu thun, die Geschäftswagen waren den ganzen Tag unterwegs, und ich ging daher schon früh ins Geschäft, theils der Arbeit halber, theils um den Thieren nicht die zweimalige Fahrt nach meiner Wohnung zuzumuthen. Ich fühlte auch, daß ich wieder aufgerappelt werden müßte und das Laufen nicht lange aushalten würde, deßhalb gab ich seinem Drängen gern nach und kaufte auf der nächsten Auktion wieder einmal ein Pferd. Gebrannt Kind scheut das Feuer, deßhalb wollte ich dießmal vorsichtiger sein. Die ausgestellten Pferde werden am Tage zuvor in den Blättern namhaft gemacht und beschrieben; ich fuhr nun den Tag vorher zu dem Auktionator, der gleichzeitig eine Reitbahn hatte, und besah mir, den Catalog in der Hand, sämmtliche Pferde, um wenigstens am anderen Tage einen Anhaltspunkt zu haben. Dabei fiel mir ein kleiner Araber, braun, 4jährig, in der Höhe eines großen Doppelponnys auf, das Thier stand ganz unansehnlich da, ließ Kopf und Schweif hängen, doch dachte ich gleich, das wäre was für mich; Knochen und Lunge durchaus gesund. In der Auktion wurde das Thier so hoch eingesetzt, daß Niemand darauf bot, obgleich der Handel im allgemeinen ziemlich lebhaft war. Als die Auktion vorbei war, frug mich der Auktionator, warum ich nicht gekauft habe, und sagte ich ihm, die Thiere wären mir alle zu theuer geworden. Nun, meinte er, dann wollen wir den Stall nochmals durchmustern, vielleicht findet sich doch noch etwas. Da er wußte, daß ich kaufen wollte, ließ er mir schließlich den kleinen Araber für 800 R. Als mir derselbe abends gesattelt an's Geschäft gebracht wurde, meinte Herr von E.: was haben sie denn da für eine Katze, Sie hätten sich auch was besseres aussuchen sollen. Nachher begegneten wir uns in Edens Garden, da sagte er, man muß das Pferd in Aktion sehen, dann bessert man gern seine Meinung. Diesmal bekam ich auch einen besseren Pferdeknecht und das Thier wurde mir so zutraulich, daß wenn ich ausreiten wollte und dem Pferdeknecht befohlen hatte, es im Stall los zu machen, bei dem Ruf: Fritz, dasselbe wiehernd angesprungen kam und an meinen Taschen schnupperte, um darin etwas für sich zu suchen. Trotz seiner geringen Größe lief es wie ein Renner, und warf die Beine, daß es eine Lust war es anzusehen. So hatte ich nun wieder ein Pferd, anstatt aber wie früher des Abends an

den Corso zu reiten, ritt ich morgens in aller Frühe vor dem Bad in den Vorstädten Calcuttas umher, um mir das Leben und Treiben der Eingeborenen, deren Pagoden, Verbrennungsplätze u. s. w. anzusehen.

Herr S. reiste um diese Zeit nach Europa zurück; obgleich ich bei Herrn von E. sehr oft mit ihm zusammen gekommen war, waren wir uns doch niemals näher getreten. Er war rothhaarig, hatte ein sehr moquantes Wesen und seine Einbildung ging nach meiner Ansicht weit über seine wirkliche Bildung und Kenntnisse hinaus. Dabei hatte er eine fabelhafte Angst vor Krankheit und Seereise, was beides doch von einem Herrn, der schon mehrere Male von Europa aus in Calcutta war — allerdings nur im Winter zur Indigosaison — nicht zu erwarten war. Er hatte schon früher abreisen wollen, sein Chef ließ ihn aber nicht gehen, worüber er der vielen Cholerafälle wegen, die schon vorgekommen, ganz unglücklich war. Wir hatten auch schon drückende Hitze. Der eine in Europa weilende Socius, Herr O., war hannöver'scher Consul und verpflichtet, jährliche Berichte an sein Ministerium zu machen. Darin mußten auch die Temperaturverhältnisse mitgetheilt werden und lag mir demzufolge ob, dreimal des Tages die Wärme anzuschreiben; da habe ich denn mehrere Male bis zu 35° R. im Schatten konstatirt.

Unser Geschäftshaus war zweistöckig; am Eingang unten ein großer Raum, wo sich die Durwans — sechs an der Zahl — Tag und Nacht aufhielten, und von dem die Treppe in zwei Absätzen nach oben führte; dahinter zwei kolossale Lagerräume — die noch weit über das obere Geschoß hinausreichten —, der eine hauptsächlich für Import-, der andere für Exportgüter bestimmt. Der obere Stock war ganz Comptoir, in drei Abteilungen durch Backsteinmauern der Länge nach getheilt, die beiden Seitentheile waren wieder durch etwas über Mannshöhe, also nicht bis zur Decke reichende Bretterwände in je drei (Theile) Comptoire getheilt. Eines dieser Comptoire war an die früheren Associés des Herrn von E., welche Wechselmakler geworden waren, vermiethet. Die übrigen sechs hatten wir in Benutzung und außerdem war, wenn ich so sagen soll, am oberen Ende der Treppe ein Raum für den eingebornen Cassirer mit seinen beiden Gehülfen, im Flur hielten sich auch verschiedene Diener zum Auslaufen auf. Herr von E. hatte eines der mittleren Seitencomptoire in Gebrauch. Wir saßen uns an einem sehr großen Pult gegenüber, ich so, daß ich den Flur und Treppenaufgang übersehen konnte. Von der Decke herab in der Mitte über unserem Pult hing eine Punkah, d. h. ein Brett mit in Falten

gelegtem Zeug am unteren Ende, das von einem Diener den ganzen Tag in Bewegung gehalten wurde, um wenigstens etwas Luftzug zu machen. In der Mitte des Pultes war ein Sandsack, von dem viele schmale Arme ausgingen, die man auf die einzelnen Briefschaften legte, damit dieselben nicht fortgeweht wurden. Unter der Hand hatte man immer Löschpapier, damit das zu beschreibende Papier nicht verschwitzt wurde. Herr von E. hatte außerdem fast immer sein Taschentuch vor sich liegen, da ihm der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirn fiel. Ich schwitzte im Ganzen genommen wenig. Natürlich sind die Marquisen von der Außenseite der Fenster zugemacht und die Fenster selbst fest geschlossen, damit nur ja keine Hitze hereinkommen soll. Zu Anfang des Sommers geht dies Alles noch an, sobald aber die tropischen Regengüsse sich einstellen und die Hitze feucht wird, bekommt man den ganzen Körper voll rothen Ausschlag, prickly heat genannt, der ganz entsetzlich juckt; da wünscht man doch manchmal aus der Haut fahren zu können.

Das Geschäft hatte in der Zeit so zugenommen, daß ein einheimischer Commis nach dem anderen angeschafft wurde und auch an Erleichterung für mich gedacht werden mußte. Die Buchführung hatte ich bereits an einen einheimischen Commis, der sich darin besser bewandert zeigte wie ich, abgegeben. Ich hatte noch die Kasse, d. h. in Englisch zu führen, da unser einheimischer Kassier seine Bücher in Hindostani schrieb und mir als erste Arbeit jeden Morgen die Posten diktirte, worauf ich dann die Kasse revidirte. Ich hatte ferner die Korrespondenz, Berichte für Europa und den Socius in Europa, dann die Beaufsichtigung der sämmtlichen einheimischen Commis — ca. 30 an der Zahl — und die des Lagers, die Führung der Eingangs- und Ausgangsregister, basirend auf den täglich veröffentlichten Eingangs- und Ausgangslisten des Zollamts, die uns wieder zur Grundlage unserer Cirkulare dienten. Unsere achttägigen d. h. mit jeder Post abgehenden Cirkulare für Häute, Indigo, Saaten und Seide fanden schon damals solche Anerkennung, daß verschiedene bedeutende europäische Häuser uns um Zusendung derselben ersuchten, obgleich sie bereits Korrespondenten in Calcutta hatten und uns Geschäfte erst für spätere Zeiten in Aussicht stellen konnten. Wir bekamen Blanco-Credite von £ 5—10,000 gegen Connossemente von ersten Firmen zur beliebigen Verwendung. Wie gesagt, es wurde an Hülfe für mich gedacht, da ich der einzige europäische Commis war; es hieß auch mehrere Male, mit dem nächsten Dampfer kommt einer; statt dessen kam aber jedesmal die Nachricht:

des Klimas wegen ist der Herr zurückgetreten. Es wurde nun zunächst ein im Inlande geborener Commis portugiesisch-französischer Abstammung, der seine Ausbildung in Europa genossen und auch das Gymnasium in Elberfeld besucht hatte, engagirt. Derselbe sprach fertig deutsch, französisch, englisch, ja sogar hindustanisch; das Schreiben war aber nicht so flott und selbstständiges Arbeiten nicht sein Fall. Er war schwarz wie die Sünde, dunkler wie unser dunkelster Durwan, dabei furchtbar stolz und hochmüthig. Da er mich zu unterstützen hatte, so mußte ich ihm seine Arbeit anweisen. Das behagte ihm schlecht, da er etwas älter war und sich mir nicht nur gleich, sondern eher mehr dünkte.

Ich suchte vergebens ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns herbeizuführen. Er verschmähte konsequent meine Einladungen in meine Wohnung, Ausfahrten u. s. w. und sehr bald fingen die einheimischen Commis an über sein herrisches Wesen zu klagen. Eines Morgens war ich schon an der Arbeit als unten an der Hausthür ein fürchterlicher Skandal losgeht und sich die Treppe hinauf fortsetzt. Da kam ein Durwan heulend zu mir gelaufen und rief um Hülfe. Als ich an die Treppe kam fand eine Balgerei zwischen diesem Commis und einigen Durwans statt, die ich nur dadurch schlichten konnte, daß ich dem Commis den Arm festhielt und die Durwans auf ihren Posten schickte. Da drohte denn der Commis auch mir mit der Faust. Ich blieb ganz ruhig und sagte ihm nur, er würde doch wohl von mir nicht erwarten, daß ich mich auch mit ihm balge, er möge sich jetzt an seine Arbeit geben. Ich ging dann hinunter zu den Durwans und erfuhr, daß der Durwan, der die Nachtwache gehabt habe — der Senior der Gesellschaft, eine alte ehrwürdige Persönlichkeit mit grauem Bart — nicht von seinem Lager aufgesprungen und seinen Salam gemacht habe als der Commis hereingekommen sei. Darauf habe ihn dieser ohne Weiteres mit der Faust in's Gesicht geschlagen und seien dann die anderen Durwans zur Hülfe herbeigesprungen. Ich hatte die Geschichte schon vergessen als Herr von E. ins Geschäft kam; kaum aber hatte der mir gegenüber Platz genommen als der Commis ganz aufgeregt hereinkommt und die Durwans und mich beschuldigte, ihn mißhandelt zu haben. Herr von E. hört ihn ruhig an und sagt ihm: dann wolle er die Sache untersuchen, er möge sich inzwischen von der Arbeit nicht abhalten lassen. Er ging dann hinunter, ließ sich von den Durwans den Hergang erzählen und als er wieder herauf kam sagte er zu mir: Sie werden

sich doch nicht haben schlagen lassen. Das hatte nun der Herr nicht gewagt, war wohl auch nicht von ihm zu befürchten. Das Verhältniß wäre aber ein sehr unerquickliches geworden, wenn er nicht meinen Anordnungen zu folgen gehabt hätte. Ich hatte uns beiden das Verhältniß angenehm gestalten wollen, so wurde er mein Untergebener, was ihm wohl am wenigsten behagte.

## Sechstes Kapitel.

**Der diebische Kidmilgar. Ein Wohlthätigkeitsbazar. Ein Spiel. Feste und Einladungen. Herr S. als dritter Socius. Mein Abdul.**

Bei meinem Umzug mit Mrs. D.... in die neue Wohnung war ich zu einer Revision meiner Wäsche und Kleidung gekommen. Ich hatte von Hause drei Dutzend Hemden, ebenso viel Paar wollene Strümpfe mitgenommen, dazu von M.... bei dessen Abreise noch einige Dutzend leinene Hosen und Röcke gekauft, auch einige Dutzend baumwollene Socken mir zugelegt und fand nun, daß mich der von Herrn v. E. bei meiner Ankunft für mich gemiethete, verheirathete Kidmilgar schmählich um fast $^1/_3$ jener Sachen bestohlen hatte. Ich hatte ihm zur Sicherheit ein Verzeichniß meiner sämmtlicher Garderobe gegeben; dies verlangte ich ihm nun ab. Er hatte es noch, gab auch zu, die Sachen empfangen zu haben, dennoch aber behauptete er mit stoischer Ruhe, er wisse über deren Verbleib keine Auskunft zu geben. Ich jagte ihn natürlich zum Teufel und engagirte einen Anderen, diesmal einen Mohamedaner. Der Kerl sah so entsetzlich dumm aus, daß ich dachte, er wäre zu dumm zu stehlen. Seine Name war Abdul. Manchmal, wenn wir allein zusammen im Zimmer waren und ich rief Abdul, bekam ich die Frage: Ha sahib me? d. h. meinst du mich Herr? Zuweilen wenn ich eingeladen wurde stand auf der Karte noch: „bring your boy, please", was ja sonst selbstverständlich war. K. sagte mir wiederholt, wenn Sie den mal leid sind, muß ich ihn haben. So dumm wie er war, so faul war er auch. Die vom Wäscher zurückgebrachte Wäsche legte er immer oben auf, so daß ich bei einer Revision einen großen Theil meiner Wäsche und Waschanzüge verschimmelt und voller Stockflecken und den anderen Theil nahezu verschlissen fand.

Während des Sommers fand in dem noch unterhalb Garden Reach auf dem rechten Ufer des Hooghly, dem Palaste des Königs von Oude, der Staatsgefangener war, gegenüber liegenden botanical garden eine Fancy-Fair, Wohlthätigkeitsbazar, statt. Dieser botanische Garten soll einer der schönsten der Welt sein; besonders sehenswerth

darin waren einige Banian trees, Bäume, die von ihren Zweigen aus wieder Wurzeln nach der Erde senden und dadurch im Laufe der Zeit einen kolossalen Umfang bekommen. Wir frühstückten unter einem solchen Baum, dessen Krone — wenn ich nicht irre — einen Durchmesser von ca. 200 Schritt hatte. Im Uebrigen habe ich von dieser Fancy-Fair nur die Erinnerung, daß sie mich mehr Geld kostete als mir lieb war. Alle Bekannte und Bekanntinnen, die Verkaufs- und Trinkbuden hatten, ließen einen nicht ungeschoren vorbeigehen und lumpen durfte man sich nicht lassen.

Der Sommer ging vorbei; Oktober kam heran und mit ihm die Doorjah Poojah holidays der Indier. Herr von E. war immer gedrückt und fühlte sich nicht wohl. Er beschloß daher während der zwei Wochen dauernden Feiertage eine Reise zu seiner Erholung in die Nilgherrys zu machen, ein Gebirgszug in der Nähe von Madras, wohin die Europäer öfters gehen. Geschäfte von Bedeutung werden in der Zeit wenig gemacht und da ich in Allem au fait war, auch jeden dritten Tag Nachricht von ihm haben konnte, so konnte er ruhig gehen. Vor seiner Abreise gab er noch eine große Gesellschaft. Nach dem Essen wurde das übliche Spiel gemacht und mußte ich bei einer Parthie den vierten Mann abgeben, was ich bis dahin noch immer hatte vermeiden können. Ich sträubte mich auch diesmal mit aller Macht, mußte mich aber schließlich den Wünschen Herrn von E.'s bequemen, besonders da er mir sagte, ich spiele aus seiner Kasse. Ich bin immer ein Anfänger gewesen im Kartenspiel. Das Spiel, was ich jetzt mitspielen sollte, kannte ich gar nicht und verloren meine Partner und ich, so daß mir angst und bange wurde. Die Einsätze in Marken waren ziemlich hoch und ich hatte gewiß schon einige hundert Rupees verloren als sich das Blatt wandte. Nun holten wir nicht nur das Verlorene ein, sondern gewannen auch nahezu ebenso viel und als die Geschichte zu Ende war erhielt ich mit sauersüßer Miene einen „I. o. y." (I owe you Ich schulde Ihnen) über eine ansehnliche Summe von einem jungen Lord des höheren Civil service. Man führt nämlich in Calcutta niemals Geld bei sich; kauft oder verzehrt man irgendwo etwas, so schreibt man auf einen Zettel die Summe mit I. o. y. und dem Namen; dieselben werden dann an der Kasse präsentirt. Solche Spielschulden-I. o. y. sollen aber nach Gesetzen der Spielehre am anderen Morgen eingelöst werden. Ich wollte selbstverständlich Herrn von E. den I. o. y. geben; derselbe wollte ihn aber durchaus nicht annehmen, frug aber noch vor seiner Abreise, ob derselbe eingelöst worden. Der

junge Lord blieb indeß aus und ich gab mich schon der Hoffnung hin, daß er überhaupt nicht kommen würde, als er sich doch zu Anfang des nächsten Monats einfand. Ich schloß daraus natürlich, daß er kein Geld gehabt hatte und nun seine Monatsgage brachte. Ich konnte daher nicht umhin ihm zu sagen, daß er mir einen Gefallen thue, wenn er das Geld behalte; ich betrachte dasselbe als Sündengeld und könne mich zur Annahme nicht entschließen. Da brauste er auf und meinte, ich habe kein Recht ihm wegen der verspäteten Zahlung Moralpredigten zu halten. Das hatte mir ja ferne gelegen. Ich nahm das Geld und wir begrüßten uns mit stummer Verbeugung. Ich habe keine Karte wieder angerührt; zu verlieren hatte ich nichts, gewinnen mochte ich kein Sündengeld.

Während der Doorjah Pooja bekam ich eine Menge Einladungen von Banians und Rajahs, ihren Nautches beizuwohnen. Dieselben fühlen sich durch die Anwesenheit der Europäer besserer Klassen hochgeehrt und lassen es an ausgesuchten Traktamenten nicht fehlen. Neben Essen und Trinken aller Art, was den Europäern selbstverständlich besonders servirt wird, ist die Hauptsache ohrenbetäubender gräßlicher Lärm auf Tantams und Vorführen der einheimischen Tänzerinnen, die ihre widerlichen Glieder-Verrenkungen mit einem monotonen Gesang begleiten, in den die Musik, wenn man's so nennen soll, von Zeit und Zeit einfällt. In den Straßen bewegen sich Processionen mit großen hölzernen Götzenbildern und Pagoden auf zweirädrigen Ochsenkarren mit geschmückten langgehörnten Buckelochsen, unter deren Räder sich einzelne Fanatische werfen um sich überfahren zu lassen. Auch daran hat man mit einem Male genug.

Herr v. E. kam nach 3—4 Wochen völlig wiederhergestellt und munter wieder, überraschte mich aber mit einer mir sehr unangenehmen Nachricht. Sie hatten S. als Associé in's Geschäft genommen und derselbe sollte schon im November als mein Principal herauskommen. Das war mir ein schwerer Schlag. Wenn ich auch noch jung war und in den nächsten Jahren kein Anrecht hatte in irgend einer Weise an dem Geschäft betheiligt zu werden, so war nach meiner Ansicht durch den dritten Socius meine Hoffnung doch ganz geschwunden, und dazu noch durch den Mann, der mich an dem Abend meiner Ankunft von einer 184 tägigen Seereise wieder an Bord geschickt hatte, und mir immer unfreundlich entgegen getreten war. Er hatte sicher bei meiner Ankunft schon den Gedanken später Socius der Firma zu werden, und vermuthete, ich könne ihm einen Strich durch die Rechnung

machen und war deßhalb schon gegen mich eingenommen, ehe er wußte ob ich überhaupt noch lebte. Nun kam dieser Mann als mein Chef, wie sollte das Verhältniß werden? Ich konnte nicht umhin Herrn v. E. diese Bedenken meinerseits zu äußern; er suchte mich zu beruhigen, indem er sagte: S. wird sich nur um das Indigo, um das andere Geschäft aber gar nicht kümmern, unser Verhältniß wird dasselbe freundschaftliche bleiben wie bisher und wenn Sie auch ferner ihre Pflicht thun, wird sich später ein Posten für Sie in Paris oder London, wo wir mit der Zeit eine Filiale zu gründen gedenken, finden. Anstatt im November kam S. erst im Dezember als die Indigo Auctionen schon angefangen hatten und reiste so zu sagen direkt nach der letzten Auction wieder ab. Er kümmerte sich thatsächlich gar nicht um etwas Anderes als seinen Indigo und das wurde ihm noch sauer genug. Er reiste so früh, weil er sich in England verlobt hatte und heirathen wollte, ich hatte also Ruhe vor ihm.

Ich hatte mittlerweile alle klimatischen Fieber, auch einmal einen Leberanstoß durchgemacht, war aber außer dem ersten Choleraanfall doch noch nicht bedenklich krank gewesen; indessen fühlte ich doch, daß meine Körperkräfte nachgelassen hatten, ich war bequemer, fauler geworden, das Reiten morgens vor dem Bad war mir schon wieder leid, abends war ich zu abgespannt dazu; ich war auch zu bequem nach dem Mittagessen noch meinen Freund S..... zu besuchen; das war mir aber auch nicht recht, da blieben dessen Besuche auch aus. Ich beschloß daher mir einen Wagen anzuschaffen, damit ich doch wenigstens herauskäme, wenn auch die Bewegung dabei eine schwache war. In der gänzlich ebenen Gegend war das gebräuchlichste Vehikel zum Selbstkutschiren eine Tilbury, dort Buggy genannt, und erstand ich ein solches bei passender Gelegenheit. Zunächst versuchte ich nun meinen Araber Fritz einzuspannen, das ging wohl nach einigen Umständen, paßte mir aber schließlich doch nicht. Auch rieth mir bei irgend einer Klage über die Leber der Apotheker-Arzt das Reiten nicht zu unterlassen, es fänden schon Anschoppungen meiner Leber statt. Ich kaufte nun auch noch ein zweites Pferd, aber lediglich zum Fahren; so lang mir das etwas Neues war machte ich auch fleißig Gebrauch davon, später aber hörte das Spazierenfahren wieder auf.

Meinen Abdul hatte ich immer noch, obgleich mir seine Dummheit schon manchen Streich gespielt hatte. Eines Abends kam ich von einer Gesellschaft im strömendsten Regen nach Hause, ausnahmsweise war Fritz eingespannt gewesen, da ich einige Tage nicht geritten

hatte und das Thier Bewegung haben mußte. Indem ich mich an den Tisch setzte um noch etwas zu schreiben, bemerkte ich, daß ich mein Taschentuch im Buggy hatte liegen lassen und ich rief deßhalb Abdul nidschi tschau buggy kawaste hamera handkerchief lao (Abdul gehe hinunter an's Buggy und hol' mein Taschentuch), er kommt nach einiger Zeit wieder herauf und sagt Ha Sahib, ich nehme aber keine Notiz von ihm; so mag er noch verschiedene Male sein Ha Sahib gesagt haben, ohne daß ich darauf Acht gebe. Als ich nach vielleicht einer Stunde mich herumdrehe, steht er noch immer da und sagt dann Ha Sahib buggy tiar hei, koi hei, frag ich buggy tiar hei Sahib wiederholt er, da packt mich eine solche Wuth, daß ich aufspringe und nach den ersten besten Gegenstand greife um ihn durchzuwammsen. Wie der Blitz aber ist Abdul aus der Thür, ich ihm nach, da steht mein armer Fritz seit einer Stunde angespannt im schauderhaftesten Regen vor der Thür, der Pferdeknecht konnte ihn kaum ruhig halten. Anstatt mein Taschentuch aus dem Buggy zu holen, hatte Abdul das Anspannen bestellt, und da Fritz noch nicht abgeschirrt war, hatte man ihn wieder eingespannt. Abdul war und blieb verschwunden, er ließ seinen Monatslohn im Stich, hatte sich aber an meinen Sachen längst bezahlt gemacht. Wochen hindurch wurde ich von meinen Bekannten noch nach meinem Abdul gefragt; ich war aber doch froh, daß ich das Schafsgesicht nicht mehr alltäglich vor mir hatte, und machte diesmal mit dem Kidmilgar einen guten Tausch. Die Ehrlichkeit des Neuen ging zwar auch nicht weiter als ortsüblich, besonders beim Einkaufe der Pferdefourage wußte er seinen Vortheil wahr zu nehmen, indeß stand mir dieser dritte Kidmilgar in mancher Fährniß treu zur Seite und hat mich in den sich nun öfters wiederholenden Krankheiten ordentlich gepflegt, so daß ich ihn bei meiner Abreise nur ungern zurückließ.

## Siebentes Kapitel.

**Auf der Lootsenbrigg. Die Leichen im Fluß. Zerwürfniß mit der Wirthin. Ein Tritt gegen die Leber. Neue Wohnung. Ein Bad im Blutegelteich. Man denkt, ich wolle heirathen.**

Zunächst mußte ich wieder, um mich zu erholen, auf die Lootsenbrigg. Mein Hauswirth bekam ein Schiff, welches Fahrten der Küste entlang nach Rangoon, Mulmein, Akyab ꝛc. machte, um Reis zu holen. Bei einer solchen Ausfahrt nahm er mich mit bis zu dem Lootsenschiff, nach 8 Tagen aber erhielt ich schon ein Telegramm von Herrn

v. E., wenn ich mich etwas erholt habe, möge ich nach Hause kommen, es sei ein Schiff für uns hereingekommen und viel Arbeit da. Ich nahm sofort eines von den Booten der Küste, die mit den ankommenden Schiffen verkehren, um Früchte zu verkaufen und zu betteln, und gedachte mit der Flut in Calcutta zu sein. Es war Abend als die Flut einsetzte, die Leute ruderten auch ordentlich darauf los und ich legte mich ruhig unter das niedrige Mattendach zum Schlaf. Gegen Morgen wurde ich durch einen fürchterlichen Gestank wach und als ich unter dem Mattendach hervorkroch, sah ich, daß wir in einer kleinen Bucht waren, in der uns die Ebbe festhielt; neben uns schwammen zwei Leichen, an denen die Aasgeier lustig fraßen. Die Bootsleute waren zu müde geworden, um sich aus dem Wirbel des Wassers herauszuarbeiten und ich mußte meine ganze Kraft mit einsetzen, um aus dem Gestank herauszukommen. Ich merkte bald, daß die Leute nicht weiter konnten und da ich nicht weit mehr unterhalb des Palastes des Königs von Oude war, ließ ich mich da an Land setzen, nahm einen der dort immer vorhandenen Hauderer, und war doch zur Zeit auf dem Comptoir. Ich habe Dir wohl schon früher mitgetheilt, daß die Hindus, welche nicht in der Lage sind, ihre Todten verbrennen zu lassen, gemäß ihrer religiösen Sitte, dieselben einfach in den heiligen Ganges werfen. So schwimmen fortwährend Leichen in dem Wasser herum, gehen mit der Ebbe hinunter und kommen mit der Flut wieder herauf, bis Aasgeier und Krokodile ihre Schuldigkeit gethan. Aasgeier aller Größen durchfliegen in großen Mengen die Luft und es ist nichts Seltenes zu sehen, wie sich zwei auf einer Leiche sitzend beißen, oder einer mit ellenlangen Eingeweiden im Schnabel davonfliegt. Gerathen die Leichen an überhängendes Gebüsch, in eine Bucht, in der ein Wasserwirbel ist oder gar auf den Schlamm, dann ist der Gestank geradezu pestilenzialisch. Die Regierung wagte aber, wenigstens zu der Zeit, noch nicht gegen diese Bestattung der Todten einzuschreiten, deßhalb standen auch die Aasgeier unter dem besonderen Schutz der Polizei, geradeso wie die Schakals in den Straßen, die des Nachts dasselbe Geschäft in der Stadt besorgten und bei ruhelosen Nächten durch ihr Gehäul entsetzlich belästigten.

Meine Wirthin Mrs. D..... hatte mit dem größeren Hause eine schlechte Spekulation gemacht; dasselbe lag zu weit entfernt von der Geschäftsstadt, die jungen Leute, denen weder ein Geschäftswagen noch eigenes Gefährt oder Reitpferd zur Verfügung stand, hatten sich

allgemach verzogen. Ich war nur noch der Einzige und mußte ihr mittlerweile auch wesentlich mehr bezahlen, da meine Pferde, Wagen, 2 Pferdeknechte und Kidmilgar viel Raum beanspruchten. Um wenigstens ihre Räume zu verwerthen hatte sie allerlei Volks aufgenommen, besonders Halfcast, deren Gesellschaft mir bei Tisch wenig behagte. Zudem war das Essen schlechter geworden oder ich anspruchsvoller, denn ich glaubte öfter Veranlassung zu haben, Klage führen zu müssen. Bei einer solchen Gelegenheit erlaubte sie sich mir bei Tisch zu sagen: Für das wenige Geld was ich zahle, sei das Essen gut genug. Da übermannte mich der Jähzorn, ich warf Messer und Gabel auf den Teller und stand vom Tisch auf. Beim Frühstück am andern Morgen meinte sie ganz unverfroren, es passe sich wenig für einen gebildet sein wollenden Herrn, mit dem Messer nach einer Dame zu werfen; ich war ganz sprachlos vor Erstaunen und frug dann: Wer hat denn nach Ihnen mit dem Messer geworfen? You Sir, yesterday and all these ladies and gentlemen are witnesses. Das schlug bei mir dem Faß den Boden aus. Ich stand mit einer stummen Verbeugung vom Tisch auf, ging auf mein Zimmer und schrieb ihr sofort die Kündigung, froh einen plausiblen Vorwand zu haben, dieser Halfcastgesellschaft den Rücken kehren zu können. Vor meinem Umzug lud ich Freund Sch..... noch einen Abend zu mir ein. Es war in der Regenzeit, er aß bei mir zu Mittag und blieb noch einige Stunden bei mir. Er konnte das Klima nicht recht vertragen, hatte immer mit Dysenterie zu thun und ging fast gar nicht aus, so daß wir uns bei der weiten Entfernung nicht oft sahen. Als er aufbrechen wollte, hatte sich mittlerweile ein so colossales Unwetter eingestellt, daß in der Dunkelheit an ein Fahren darin gar nicht zu denken war; ich konnte ihm daher mein Buggy nicht mitgeben. Zu gehen war der Weg ohnehin viel zu weit, so blieb er denn bei mir und schlief d. h. lag mit in meinem Bette. Ich hatte, wenn ich halbwegs gesund war, Gott sei Dank immer einen guten Schlaf und war über das Summen und Stechen der Mosquitos längst hinaus. So dauerte es auch nicht lange, daß ich fest schlief, bis ich plötzlich von einem heftigen Schmerz wach wurde. Mein Kidmilgar mußte wohl das Bett etwas zu spät gemacht und Mosquitos im Netz gelassen haben, oder Sch..... hatte beim Aufstehen einige mit hereingelassen. Er war gestochen worden und da er noch immer äußerst empfindlich dagegen war, hatte er eine Jagd auf die Mosquitos gemacht und mir bei der Gelegenheit auf die Leber getreten.

Ich hätte heulen mögen vor Schmerz und Sch..... fluchte über meinen Burschen, der so schlecht aufpasse. Wir machten die Nacht beide kein Auge mehr zu.

Als ich mein zweites Pferd, meinen Fritz, gekauft hatte und immer morgens vor dem Bad spazieren ritt, begegnete ich öfter einem kleinen Herrn auf einem allmächtig großen schönen Schimmel. Anfänglich grüßten wir uns blos, dann sprach er mich einmal an, als wir eines Weges ritten und stellte sich mir als ein Landsmann Th. H. B...tz, coolie agent, vor. Er kannte meinen Chef, hatte auch mich öfter gesehen, verkehrte aber nicht in unseren Kreisen. Er besuchte mich zuweilen und machte ich ihm gelegentlich einen Gegenbesuch. Er wohnte noch weiter draußen in einer östlichen Vorstadt, hatte ein ganzes, aber nur einstöckiges Haus in einem großen schönen, ganz mit einer hohen Mauer umgebenen Garten, worin sich zwei Teiche und an der hinteren Mauer eine ganze Reihe von Hütten für die Eingeborenen befanden. Er wohnte in diesem Hause ganz alleine und hatte eigene Küche. Als ich nun meiner Wirthin gekündigt hatte, fuhr ich zu B...tz hin und frug ihn, ob er mich aufnehmen wolle, wir könnten dann gemeinschaftliche Haushaltung machen. Er war gern damit einverstanden und so zog ich denn bei ihm ein mit Sack und Pack. Das Haus war einstöckig, hochparterre; man stieg auf einer Freitreppe von 5—6 Stufen in eine große säulengetragene Veranda, dann kam man in das breitheilige Haus, wovon der mittlere Theil einen einzigen großen Saal bildete; die beiden Seitentheile waren wieder je dreitheilig. B...tz bewohnte den einen, ich den andern Theil, bestehend aus großem Schlafzimmer in der Mitte, auf der einen Seite desselben Bade-, auf der andern Wohnzimmer resp. für B...tz Comptoir. An der hinteren Seite des Hauses, nach den Hütten der Eingeborenen hin, war wieder eine große Veranda, auf der wir unsere Mahlzeiten nahmen. B...tz war coolie agent, d. h. er besorgte für die Theepflanzungen up country Assam eingeborene Arbeiter, die damals so recht en vogue kamen; auch nach Mauritius, Demerara 2c. hatte er Verbindungen und manche Ladung dort hingeschickt. Er hatte wieder eine Menge eingeborene Unteragenten, die im Lande umherzogen, Auswanderungslustige ausfindig machten, dieselben direkt mitbrachten und dann so lange in den Hütten campirten, bis eine Ladung nach irgend einer Richtung complet war. Die Leute brachten meist Frauen und Kinder mit, bekamen bestimmte Ausrüstung, Decke, Kleidungsstücke u. s. w., wurden gut behandelt

und habe ich niemals Klage gehört. Jeden Morgen mußten dieselben militärisch antreten und wurde dann verlesen, ob noch alle da waren. In dem hinteren Theil des Gartens war der größere Teich; anstatt meiner Uebergießungen mit Wasser beschloß ich eines Morgens, in diesem Teich zu baden und zu schwimmen. Als ich nackt von der Veranda herunterkam, kamen die Coolies, männlich, weiblich und sächlich, alle gelaufen, um sich den weißen Menschen zu besehen, und als ich, den Kopf voraus, von der Treppe in's Wasser sprang und den Teich zweimal auf und ab schwamm, stand die ganze Bande am Ufer und schnatterte wie die Enten über dieses nie gesehene Schauspiel. Ich hatte übrigens an dem einen Bade genug, denn als ich wieder aus dem Wasser kam, hatte ich trotz der ständigen Schwimmbewegung 5—6 Blutegel an mir sitzen, welche mir die Wiederholung verleideten.

B . . . tz verkehrte viel in Halfcast-Kreisen und ging ich öfters Abends mit ihm in Gesellschaft, um das Leben an deren jour fixe kennen zu lernen. So führte er mich auch bei einem Count L . . . . n ein, der jeden Donnerstag Abend offenes Haus hatte. Derselbe war portugiesischer Abstammung, früher einmal reich gewesen, vom Papst gegraft worden, dann aber allmählich bergab gegangen. Er hatte drei Töchter und einen Sohn; der Sohn war die reine Schlafmütze, nicht im Stande sich zu beschäftigen oder auch nur zu unterhalten. Von den Töchtern war die älteste an einen Deutschen verheirathet, der aber in Singapore oder sonst irgendwo ein Commissorium haben sollte und seine Frau bei ihren Eltern gelassen hatte. Die beiden jüngeren Countesses waren noch zu haben und schienen redlich bemüht einen Mann zu bekommen. Die unangenehme Art und Weise indeß, wie sie dies anzufangen suchten, wie sie ihre übertünchten Kenntnisse bei der petite conversation brilliren ließen, die kreischenden Stimmen bei der herzbrechenden Begleitung auf dem Pianino, das ganze hohle Wesen, brachten mir keine Gefahr. Als Herr v. E. erfuhr, daß ich einige Male den jour fixe bei dem Grafen besucht hatte, meinte er: W., wenn Sie heirathen wollen, weiß ich eine Frau für Sie. Danke Herr v. E., bei der, die Sie für mich wissen, möchte ich mein Glück nicht suchen. Es war dies ein junges 17jähriges Mädchen von einem reichen hochgestellten Beamten, im Lande geboren, zwar nicht gerade hübsch aber doch passabel, aber so schrecklich gleichgültig, so apathisch, daß Nichts sie aus ihrer Lethargie aufrappeln konnte. Ich hatte mehrere Male die Ehre gehabt, sie zur Tafel zu führen, es war mir aber leider nicht möglich gewesen, ihr auch nur

ein Lächeln abzugewinnen. Nun ging ihr Vater mit einem Commissorium nach England, nahm seine Gattin mit und hätte seine Tochter gern vorher versorgt gesehen.

## Achtes Kapitel.

**Berührung mit der Loge. Beinahe auf Freiersfüßen. Kurzer Besuch in Chandernagore. Zwei Richtersprüche.**

B . . . tz war Master of the lodge of the Star of India, er wollte mich auch gern zum Mitglied machen, und da wir viel verkehrten, so schlug er mir eine große Gesellschaft in unserem Hause vor, bei welcher Gelegenheit ich denn auch mehrere von den Logenbrüdern kennen lernen sollte. Ich war damit einverstanden und so gingen denn eine Menge Einladungskarten zu einem Diner bei den Herren B . . . tz und W. in die Welt. Herr v. E. paßte nicht in die Gesellschaft, wurde daher auch nicht eingeladen; dagegen kamen Sch . . . . und noch einige Bekannte von mir, während der größere Theil der Gesellschaft aus B . . . tz' Freunden bestand. B . . . tz sang ganz passabel. Wir mietheten für den Abend ein Instrument und übten uns einige Sachen ein, waren überhaupt nach Leibeskräften bemüht, es unseren Gästen angenehm zu machen. Unter den Geladenen war auch eine Halfcast Familie, welche eine eben angelangte europäische, ihr verwandte Dame zu Besuch bei sich hatte und an dem Abend mitbrachte. Die Dame gefiel mir durch ihr frisches Wesen, ihr blühendes Aussehen so ausnehmend, daß ich mir die Ehre ausbat, sie zu Tische zu führen. Wir unterhielten uns ausgezeichnet; sie wußte viel zu erzählen von ihrer Reise, sang nachher mit ganz lieblicher Stimme ein angenehmes Lied, wir tanzten einige Male zusammen, kurzum, sie machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich darnach verlangte, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Nächsten Sonntag putzte ich mich fein heraus, ließ Pferd, Wagen, Pferdeknecht, alles schmücken, nahm außer dem Pferdeknecht meinen Kidmilgar mit und fuhr an dem Hause der Halfcast vor. Ich schickte meinen Kidmilgar mit meiner Karte hinauf und bat um Audienz bei der Europäerin. Sehr gern hieß es. Ich stieg also aus und man führte mich in den parlour. Dort war ein Theil der Familie zusammen, doch ohne die Engländerin. Ich wurde freundlich begrüßt und man versuchte sich zu unterhalten; das wollte jedoch nicht recht in Fluß kommen und Einer nach dem Andern entfernte sich, bis ich schließlich nur noch mit einem Herrn zusammensaß. Die Engländerin kam immer noch nicht, so daß ich

dachte, sie würde unsichtbar bleiben und aufstand, mich zu entfernen. Der Herr wollte mich indeß nicht gehen lassen, bat mich, nur noch wenige Augenblicke zu bleiben, die Dame müsse gleich kommen. Als so ungefähr eine Stunde verstrichen und ich mich durchaus nicht länger halten lassen wollte, ging die Thüre eines Nebenzimmers auf und herein traten in Prozession, die Engländerin an der Spitze, die sämmtlichen weiblichen Angehörigen des Hauses. Die Engländerin war aufgetakelt wie ein Schaustück, ich glaube sie war mit sämmtlichen Werthsachen der ganzen Familie behangen. Ich war ganz consternirt und muß einen furchtbar dummen Jungen abgegeben haben. Kaum konnte ich einen guten Morgen stammeln, mich nach ihrem Befinden erkundigen und fragen, wie ihr der Abend bei uns bekommen. Ich wartete ihre Antwort gar nicht ordentlich ab, sondern nahm schleunigst Abschied. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich in ein Heirathsbureau gerathen und man von mir einen Antrag erwartet hatte. Mein Weg führte mich alle Tage am Hause vorbei, von da ab aber machte ich immer einen weiten Umweg, ich schämte mich vor den Leuten.

Eine Vergnügungstour, die ich um diese Zeit auf Einladung unseres Cash Baboos machte, der aus der französischen Kolonie Chandernagore am oberen Hooghly stammte, bot eigentlich nichts besonders Merkwürdiges. Er zeigte mir sein sehr schönes Besitzthum, war gastfrei nach jeder Richtung, seinen Frauen aber, die ich hinter den Marquisen hörte, wollte er mich nicht vorstellen. Die Kolonie liegt ganz malerisch am rechten Ufer des Hooghly, doch ist sie nur sehr klein und hat keine Bedeutung. Der Gouverneur war ein alter sehr jovialer Major, Rose mit Namen, der gern gut lebte und seine paar eingebornen Soldaten nicht abstrapazirte.

Auch eine Fahrt einige Meilen den Fluß hinauf auf das Landgut eines der Herren W . . . t, eines Junggesellen, ist mir nur dadurch in der Erinnerung geblieben, daß er mich einige Tage in der liebenswürdigsten Weise bewirthete und während derselben eine größere Gesellschaft einlud, hauptsächlich Chefs amerikanischer Häuser mit deren Damen, deren nähere Bekanntschaft — gesehen hatten wir uns schon öfters — zu machen mir sehr interessant war.

Ein Vorfall ereignete sich noch in der Zeit, der mir unauslöschlich bleiben wird. Ein englischer Soldat, der sich während seiner bisherigen Dienstzeit ausgezeichnet geführt hatte, wurde von seinem Obersten, einem Lord, welcher in Australien begütert war, freigekauft,

um ihn, da er selbst seinen Abschied nahm, als Diener nach Australien zu begleiten. Ihre Garnison war weiter oben im Lande. Es hatte sich ihnen noch ein anderer Offizier angeschlossen und sie zogen in langsamen Tagmärschen auf Calcutta zu, um sich daselbst einzuschiffen. Wenn Abends Halt gemacht wurde, mußte der Bursche Zelte aufschlagen, für das Essen sorgen u. s. w. Die Gewehre, den Tag über geladen, wurden dann entladen und in eine Pyramide zusammengestellt. Eines Abends kaufte der Bursche von einem Eingeborenen ein Schaf, um davon das Essen zu bereiten. Er hatte das Recht, sich eines auszusuchen. Seine Wahl fällt unglücklicherweise auf eins, wahrscheinlich das beste, welches der Native nicht hergeben wollte. Derselbe ersuchte ihn daher, sich ein anderes auszusuchen; doch der Bursche bestand auf seinem Recht, bemächtigte sich des Schafes und zieht damit ab. Der Native folgt ihm unter Bitten und Betteln, schließlich Schimpfen und Drohen, bis zu den Zelten. Da ergreift der Bursche ein Gewehr aus der Pyramide und sagt dem Native, wenn er sich nun nicht abmache, werde er schießen. Der Native läßt sich nicht einschüchtern, da ein Knall und er wälzt sich in seinem Blute. Eines der Gewehre war unglücklicherweise nicht entladen worden und gerade dieses war dem Burschen unbewußt in die Hände gekommen. Anzeige wurde gemacht; die Sache kam vor den supreme court in Calcutta. Es war eine cause célèbre. Die ganze europäische Welt nahm an den Verhandlungen mit dem spannendsten Interesse theil. Der Bursche wurde zum Tode verurtheilt. Ein Entrüstungs-Meeting nach dem andern wurde gehalten, eine Deputation mit einer Petition an den Vicekönig gesandt, Alles half nichts — das Urtheil wurde aus politischen Gründen bestätigt.

Zur selben Zeit fand eine andere Verhandlung am supreme court statt. Ein Native, der sich längere Zeit vom Unglück verfolgt glaubte, beschließt, um seinen Götzen wieder zu versöhnen, demselben ein Menschenopfer zu bringen. Mit dieser ausgesprochenen Absicht geht er aufs Feld, trifft daselbst einen 12jährigen Knaben, tödtet denselben kaltblütig mit seinem Messer und bringt ihn seinem Götzen. Trotzdem er die That völlig eingestand, wurde er vom supreme court freigesprochen aus politischen Gründen. — Es glaubte nun natürlich kein Europäer mehr, daß der Bursche des Obersten noch hingerichtet werden würde und alles zog in der Frühe des verhängnißvollen Tages nach dem Gefängniß, um sich zu überzeugen, daß die Hinrichtung nicht stattfände. Indeß alle Vorbereitungen

waren getroffen, der Galgen auf der Plattform des Gefängnisses errichtet. Zur festgesetzten Stunde öffnete sich die Thüre und hervor kam die traurige Prozession mit dem Geistlichen an der Spitze. Ein kurz Gebet, dann schritt der Deliquent an die bestimmte Stelle. Er war ruhig und gefaßt; ein Blick noch in Gottes schöne Welt, über all die theilnehmenden Gesichter, dann wurde ihm die weiße Kappe übergezogen, der Bolzen der Fallthüre gelöst und der Sprung in die Ewigkeit war geschehen. Wenige Zuckungen noch mit den Armen, Schwankungen des Seiles und es war vorbei. That's the greatest wrong, ever has been done, hörte ich eine hochangesehene Persönlichkeit sagen — sonst war Alles todtenstill auf dem weiten Plan. — Ich hatte zwar in Paris schon guillotiniren sehen, das machte mir aber nicht einen so tiefen Eindruck wie diese Hinrichtung. Tag und Nacht verfolgte mich das bleiche Gesicht des jungen Mannes im Augenblicke vor seinem Tode und ich wurde ganz elend davon. Der Oberst hatte auch nicht an die Vollstreckung der Hinrichtung glauben wollen, er war bei der Hinrichtung zugegen und reiste erst dann nach Australien ab.

## Neuntes Kapitel.

**Ein Choleraschiff. Neue Erkrankung. Unsere Bedienung. Neuer Umzug. Ein Abend mit einem Deliranten.**

Mittlerweile war der zweite Sommer auch seinem Ende nahe. Das Geschäft nahm stetigen Aufschwung, indeß die europäische Hilfe leider immer noch ausblieb. Consulatsgeschäfte hatten sich auch verschiedene eingestellt, die aber gerade nicht sehr angenehmer Natur waren. Von einem hannöverschen dreimastigen Schooner war auf der Fahrt von Singapore der Capitän an der Cholera gestorben. Ich mußte das gesammte Inventar des Schiffes aufnehmen, Bericht an die Regierung machen und die dem verlebten Capitän persönlich gehörigen Sachen einpacken lassen und direkt nach Europa senden. Der Schooner war, obgleich dreimastig, noch kleiner wie die Alwine, die Cajüten in demselben wahre Höhlen. Die Sachen des Capitäns lagen noch in dem Schweiß, in dem er sie ausgezogen, und ich wurde bei der nahezu drei Tage dauernden Aufnahme fast flau von dem Gestank. Der Steuermann, ein Neffe des Capitäns, junger Mann von 20 Jahren, wollte die weitere Führung des Schiffes nicht übernehmen. Wir mußten daher einen anderen Capitän suchen, was auch mit Umständen und Schwierigkeiten verbunden war, so daß ich schließlich froh war, das Schiff wieder vom Halse zu haben. Da mir meine

übrige Arbeit nicht erspart blieb, so mag ich mich in der Zeit wohl etwas angestrengt haben; es kann aber auch sein, daß die Aufnahme der stinkenden Sachen in der Cajüte resp. Höhle des verstorbenen Capitäns den Keim zu einer Krankheit in mich gelegt, kurzum ich erkrankte plötzlich sehr bedenklich an Dysenterie. Der Militärarzt, den mir Herr v. E. sandte, erklärte meine Wohnung bei B . . . tz für ungesund und ich wurde Hals über Kopf in die für S. und seine Familie, deren Ankunft im Oktober erwartet wurde, gemiethete Wohnung transportirt. Die Krankheit überfiel mich so rapide und trat so heftig auf, daß ich schon auf dem Transport zu sterben glaubte, und als man mich gebettet hatte, jeden Augenblick mein Ende erwartete. Ich war absolut unfähig mich zu rühren, und Herr v. E., der sich überzeugen wollte, ob es mir an nichts fehle, kehrte, als er mich da so liegen sah, in der Thüre laut schluchzend wieder um. Doch Unkraut vergeht nicht; meine kräftige Natur siegte nochmals über den tückischen Feind. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war ich wieder arbeitsfähig; doch mußte ich mir nun eine andere Wohnung suchen, da die bei B . . . tz ja ungesund sein sollte. Es war mir dies im Ganzen genommen nicht unangenehm, da B . . . tz mich zu den Kosten des Chummings doch weit mehr beitragen ließ, als ursprünglich vereinbart war. Unser Haushalt, theilweise allerdings durch sein Geschäft bedingt, war eigentlich zu zahlreich. Wir hatten 1 Haushofmeister, 3 Köche, 3 Durwans, 2 Doobies, 2 Wasserträger-Coolies, 3 Gärtner, 2 Coolies, welche die Stiefel putzten u. s. w. Dazu kamen an persönlichen Bedienten noch der Kidmilgar eines jeden und meine beiden Pferdeknechte; B . . . tz hatte 3 Pferde und 2 Wagen, also 3 Pferdeknechte und 1 Wagenputzer, im Ganzen also 24 Bediente, für uns beide — obgleich die religiösen Kasten-Verhältnisse daran Schuld — eigentlich des Guten etwas zu viel. Dazu kam, daß wir, wie es in Indien überhaupt in jedem Haushalt Sitte ist, immer Freitisch hatten, d. h. ein Couvert lag immer für etwa eintreffenden Besuch mehr auf, und es fehlte uns, namentlich von B . . . tz' Freunden, nicht an Zusprache. Da zu der Zeit keine Restaurationen, Theater, Concerte u. dergl. existirten, so war ein solcher ungenirter Verkehr ja eigentlich recht angenehm, auf die Dauer für meine Verhältnisse aber doch etwas zu kostspielig. — Ich miethete nun mit einem jungen Schweizer Namens B . . . r, Verwandter der Firma G. & Br., die durch Erbe an Kr . . . . er gefallen war und in der er conditionirte, eine schöne halbe zweite Etage

in Chowringhee, bestehend aus einem Salon mit großer Veranda, zwei Schlafzimmern, zwei Badezimmern in einem Boardinghouse, worin außerdem noch sieben junge Leute wohnten, im Ganzen also neun. Davon war einer ein Civilbeamter in den letzten Stadien der Schwindsucht, dieser nahm nur ab und zu an den Mahlzeiten Theil und sein einziges Thema waren religiöse Unterhaltungen, die mir immer widerwärtig waren. B . . . r war auch schwindsüchtig, wie ich merkte, und fand Gefallen an seinem Leidensgefährten und dessen Frömmeleien, so daß er meistens seine Abende bei demselben zubrachte und ich daher viel allein war, was mir indeß sehr lieb war, da ich mir immer Arbeit mit nach Hause nahm. Von den anderen Hausgenossen war einer ein Schotte, der, wie wir später zu unserem Leidwesen erfuhren, an periodischem Saufkoller litt. — Die Firma E. & O. vertrat u. A. auch die angesehene Champagnerfabrik F. Gießler & Co. in Reims. Wir machten ziemlich viel Geschäfte für dieselbe und bekamen namentlich viel direkte Aufträge, sogenannte Indents. Nun hatten wir die bestimmte Weisung, keine beschädigten Kisten abzuliefern; sollte eine Sendung von Seewasser durchnäßt ankommen, dieselbe sofort in Auktion zu bringen und für Rechnung der Versicherung bestmöglichst zu verkaufen. Oefter kam es nun vor, daß die Durchnäßung äußerlich wohl sichtbar war, aber den Staniol gar nicht beschädigt hatte und der Champagner selbst tadellos war. Dies wurde mir als dem Ressortchef von dem Landungs-Commis zunächst mitgetheilt, und ließ ich solche wenig beschädigte Kisten in der Auktion dann für mich ankaufen und hatte dadurch immer ein gutes billiges Getränk. So hatte ich auch einmal wieder eine Sendung erstanden und B . . . r und ich beschlossen, damit einige von unseren Freunden zu regaliren. Außer unseren Hausgenossen, mit Ausnahme des Kranken, also namentlich dem Schotten, kamen von meiner Seite noch Sch . . . . und ein Herr S . . . r, früherer österreichischer Offizier, Neffe des österreichischen Consuls Schiller, in Firma John Borrodaile & Co., der wegen einer Schußverwundung im rechten Arm (1859 in Italien) halb lahm war und seinen Abschied hatte nehmen müssen. Herr Schiller saß neben mir, hinter uns stand ein Pianino, darüber hing ein großer Spiegel, der Schotte saß uns gegenüber. Der Champagner schmeckte, die Unterhaltung war animirt. Ich drehte mich herum an das Pianino und spielte: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein"; da mit einem Male saust eine volle Champagnerflasche an meinem Kopfe vorbei

in den Spiegel, beides in tausend Scherben und der Wein in das Pianino. Der Schotte hatte den Koller bekommen, plötzlich die Flasche ergriffen und nach S . . . r geworfen. Glücklicherweise hatte dieser die Bewegung gesehen, sich schnell gebückt und machte sich nun mit affenartiger Geschwindigkeit aus dem Staube, der Schotte hinter ihm drein, wir alle folgend. Erst suchten wir im Garten, dann aber liefen wir in die nicht weit entfernte Wohnung S . . . s und kamen gerade in dem Augenblicke an, als die Hausgenossen S . . . s, die am Billardspielen waren, den Schotten am Kragen kriegten. Nur nach vielem Parlamentiren ließen sie ihn wieder los; wir nahmen ihn in unsere Mitte und zogen nach Haus. Dort angelangt, brachte ich ihn auf sein Zimmer, steckte ihm die Lampe an und war im Begriff zu gehen, als er auf mich zusprang und mich würgen wollte. Ich hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, sah auch diese Bewegung und dirigirte seinen Stoß nach der Seite, dann eilte ich geschwinde zur Thüre hinaus, drehte den Schlüssel, der glücklicherweise von außen steckte, um, und er saß in seiner Falle. Er trat und schlug gegen die Thüre und drohte; ich ließ mich aber nicht erweichen, sondern dachte, er solle seinen Rausch erst ausschlafen. Seinem Burschen, der die Treppe herauf kam, verbot ich hinein zu gehen, er würde todt geschlagen. Der Schotte wüthete nun noch einige Stunden in seinem Zimmer und schlug alles entzwei, was sich nicht wehrte. Den andern Tag muß er aber doch ruhiger gewesen sein; er kam nicht zu Tisch und ich kam auch eigentlich nicht wieder mit ihm zusammen, da unsere Tafelrunde kurze Zeit darauf in trauriger Weise gestört wurde. — Obiger Vorfall machte in wenigen Tagen die Runde in allen Kreisen; wo man einen Bekannten traf, mußte man Rede stehen. Das war mir zwar unangenehm, weil es in meinem Zimmer passirt war, konnte mich aber im Ganzen wenig geniren, da man mir doch nichts zur Last legen konnte. Nach einigen Tagen stellte mich aber auch Herr v. E. darüber zur Rede und sagte, für den jungen S . . . r würde es wohl üble Folgen haben, da sein Onkel, der Consul empört wäre und sich auch über mich nicht gerade günstig ausgesprochen habe. Da erzählte denn auch ich ihm den Hergang der Sache und sagte, ich würde sofort zu dem Consul Schiller hinfahren und ihm Aufschluß über die Angelegenheit geben. Gesagt, gethan. Consul S . . . r, der mich zwar schon mehrere Male mit seinen Einladungen zu Tisch beehrt hatte, im Ganzen aber mein Freund nicht war, da er, obgleich Preuße von Geburt, die preußische

Regierung nicht leiden mochte, während ich mein Vaterland in Schutz nahm, empfing mich sehr kühl, hörte mich ruhig an und erwiederte dann, er richte seine Entschließungen nach seinem eigenen Ermessen und könnten meine Mittheilungen ihn darin nicht beirren. Ich erwiederte darauf: es steht allerdings in dem Belieben des Herrn Consuls, meinen Worten Glauben beizumessen oder nicht, wenn unsere bisherigen Berührungen nicht dazu hingereicht haben, ihm eine gute Meinung von mir beizubringen, so möge er doch bedenken, daß ich keine Veranlassung habe, mich vor ihm zu rechtfertigen, sondern nur komme, um durch eine offene, wahrheitsgetreue Darstellung dazu beizutragen, einen völlig Unschuldigen vor den durch falsche Mittheilung vielleicht üblen Folgen nach Möglichkeit zu bewahren. Diese entschiedene Erklärung machte ihn doch etwas freundlicher und er entließ mich gnädigst.

## Zehntes Kapitel.

**Vor dem Ertrinkungstode bewahrt. Reise nach Dacca. Die Postboten-Schnellläufer. Ein Abend auf einer Indigoplantage. In einem Bungalow am Bramahputra. Besuch in der Nachbarschaft.**

Einige Tage später sollte eine neue Dampferlinie für den Ganges eingeweiht werden. Wir hatten beide Einladungskarten, Herr v. E. und ich. Da Herr v. E. sehr beschäftigt war, aber doch die Firma gern vertreten sehen wollte, mir auch vielleicht die Erholungsfahrt auf dem Festdampfer gern gönnte, so ersuchte er mich, mitzufahren, was ich auch zusagte und Tags vorher auf Befragen anderen Bekannten mittheilte. Von meinen Hausgenossen wollten außerdem noch drei mit, und wir saßen des Morgens um 8 zusammen noch alle neun vergnügt am Tisch; auch unser Todeskandidat hatte sich nochmals an den Tisch bringen lassen und war ganz heiter. Ich wollte vor der Fahrt noch ins Geschäft, um etwas Nothwendiges zu besorgen, und wollten wir uns dann um 9 Uhr an der Bootabfahrtstelle, die nahe bei unserem Office war, treffen. Ich muß hier einschalten, daß Calcutta damals keine Quais hatte. Die Schiffe, so viel ihrer auch waren, lagen in der Mitte des Flusses vor einem Anker und schwenkten sich je nachdem mit Ebbe und Fluth. Die Ladung der Personen und Güter geschah durch Leichterschiffe oder kleine Boote. Die Ufer waren sanft ansteigend und ganz schlammig. Wollte man in ein Boot, so wurde man von einem Coolie auf die Schulter genommen und getragen, Damen auf Brettern. Güter

wurden je nach der Größe und Schwere von 8—12 Coolies in Reih und Glied wie Soldaten vom Leichterschiff durch den Morast an Land getragen oder umgekehrt. Als ich ins Geschäft kam, fand sich eine solche Fülle von Arbeit vor, daß ich den Gedanken mitzufahren direkt fallen ließ und mich sofort an die Arbeit gab. Herr v. E. war auch schon um 9 Uhr zur Stelle und nicht unangenehm berührt davon, daß ich zu Hause bleiben wollte. Um 10 Uhr kam ein Makler ins Geschäft, um wie gewöhnlich zu rapportiren. Als er mich sieht, sagt er: „Was, Sie leben noch, sind Sie denn nicht mit dabei gewesen? Es wird überall erzählt, Sie wären mit ertrunken!" Die Ebbe hatte außergewöhnlich stark eingesetzt; das Boot, mit dem wir an das in der Mitte des Flusses liegende neue Dampfboot hätten gebracht werden sollen, war zu schwer beladen, die Schiffsleute hatten die Gewalt darüber verloren, die starke Strömung trieb es gegen die Kette eines schwenkenden Schiffes, es kenterte und kein Einziger der an Bord befindlichen kam mit dem Leben davon. Sie verschwanden in der Unterströmung, ohne wieder an die Oberfläche zu kommen. Einige zwanzig an- und gerngesehene Europäer, darunter der erste Redakteur des „Hurkaru", der einflußreichsten Zeitung, und meine drei Hausgenossen waren dem Tode verfallen. An mir war das Schicksal nochmals vorbeigegangen. Als ich am Abend ganz erschüttert nach Hause kam, hatte auch der Schwindsüchtige das Zeitliche gesegnet und Einer der übrigen fünf war plötzlich der Cholera erlegen. Von unserer Tafelrunde am Morgen von neun Personen lebten am Abend noch vier: B...r, der Schotte, ein Offizier, der zum Examen in Calcutta war, und ich. Ich bin sonst nicht furchtsamer Natur, da wurde es mir aber doch unheimlich in dem Haus und ich suchte mir ein anderes Quartier. —

Wie schon erwähnt hatte unser Geschäft sehr zugenommen; es war ein anderer deutscher Commis engagiert, der im Oktober kommen sollte und auch S.... wurde täglich erwartet. Herr v. E. hatte damals besondere Meinung für Jute, er weissagte derselben eine bedeutende Zukunft. Wir bezogen dieselbe hauptsächlich vom Bramahputra herunter und hatten in Dacca einen Correspondenten, der aber auf die Intentionen des Herrn v. E. nicht recht einzugehen schien. Es wurde daher beschlossen, daß ich eine Reise nach Dacca machen und daselbst vorab 10,000 Maunds à 72 ℔ = 720,000 ℔, je nachdem ich ankäme, auch das doppelte Quantum kaufen solle. Die Gelegenheit zur Reise war insofern günstig, als ein befreundeter Apotheker-Arzt,

sowie der Onkel des österreichischen Consuls Schiller und der Offizier, welche Theeplantagen in Assam hatten, mit über Dacca reisten und ich also gute Gesellschaft hatte. Es wurde zu der Zeit eine Eisenbahn in der Richtung nach dem Bramahputra durch das Delta gebaut, wovon einige Stationen fertig geworden waren. Die Einweihungsfahrt benutzten wir vier zu unserer Abreise. Der Arzt-Apotheker hatte die Tour schon einmal gemacht, sorgte für die Fahrgelegenheit und sagte uns, was wir zu unserer Ausrüstung bedurften. Von der Endstation nahmen wir trollys oder lowries soweit die Schienen gelegt waren, von da ein kleines Boot bis zum Hauptarm des Ganges; dort lag ein größeres Boot für uns bereit, was uns bis zum Bramahputra und dann denselben hinauf bis nach Dacca bringen sollte. Jeder von uns mußte eine Matratze und seinen Kidmilgar mitnehmen, welch letzterer unterwegs für uns kochte und sorgte. Die Fahrt bis zur Endstation war ganz vergnügt, Herr v. E. fuhr soweit mit und tafelten wir herrlich und in Freuden. Dann fuhr die Festcommission nach Calcutta zurück und wir vier setzten uns auf unser Trollys. Wir hatten deren drei, auf dem vordersten saßen wir vier Europäer, auf dem zweiten befand sich unser Gepäck mit einem der Kidmilgare, auf dem dritten Trolly die anderen drei Kidmilgare und die Ersatzmannschaft. Die Fortbewegung geschah durch Schieben, auf jeder Schiene lief ein Coolie und schob, so daß jedes Trolly von zwei Mann laufend geschoben wurde; von Zeit zu Zeit wechselten sich die Leute ab. Bei Wind wurden auch Segel aufgesetzt und die Bewegung war ziemlich flott. Dennoch lief der Postbote wiederholt an uns vorbei. Die Correspondenz zwischen der Poststation und den einzelnen Pflanzungen wurde wie bei uns auch durch Briefträger befördert; nun waren die Entfernungen sehr groß, der Briefe wenige, es wurden daher hauptsächlich Schnellläufer dazu verwendet, die den ganzen Weg im Trabe zurücklegen. Es ist ganz interessant, wenn man in einer Wildniß einem solchen Schnellläufer begegnet, der die Civilisation im Trabe in die einsamsten Gegenden bringt. Unsere Carawane bestand aus vier Europäern, vier Dienern und drei mal vier Coolies, also zwanzig Mann. Als wir so bis zum Abend fortkutschiert waren, glaubte Herr Scott, der Apotheker, wir müßten in der Nähe der Indigopflanzung eines Freundes von ihm sein, er befahl also zu halten und nahm einen Theil der Leute mit, um das Bungalow aufzusuchen. Da er nicht wieder kam, wurde der alte Herr S . . . r unruhig und beschloß mit seinem Enkel, dem Offizier a. D., das Bungalow auch aufzu-

suchen, er nahm auch einen Theil der Leute mit. Ich sollte zurückbleiben, das Gepäck und den Rest der Leute zu verwahren. Wie lang ich so gewartet habe weiß ich nicht, kurzum mir wurde die Zeit, da es stichdunkel geworden war, entsetzlich lang. Und als ich glaubte in der Ferne Tigergebrüll zu hören, dachte ich, mag das Gepäck sich selber verwahren, ich suche das Bungalow auch auf. Ich ließ die Trollys ganz zusammenschieben, ließ die Treiber dabei zurück, und ging mit meinem Kidmilgar auf die Suche nach dem verwunschenen Bungalow. Nach vielleicht zwanzig Minuten langem Suchen gelang es uns, dasselbe durch die Schärfe des Gehörs aufzufinden. Die ganze Gesellschaft saß fröhlich poculirend auf der Veranda hinter'm Tisch, man wollte mir einen Diener gesandt haben um mich zu holen, der aber wahrscheinlich aus Furcht nicht gegangen war. Nicht gar lange nachher kamen auch die Treiber nach, sie hätten vor einem Tiger Reiß aus genommen. Da wir nun alle zusammen waren wurde im hohen Rathe beschlossen, die Fahrt erst am andern Morgen in aller Frühe wieder anzutreten und das Gepäck inzwischen auf den Trollys seinem Schicksal zu überlassen. Andern Morgens nahmen wir denn auch bei Zeiten aus dem gastlichen Hause Abschied; wir gelangten ohne Unfall am Abend des zweiten Tages an den Ort, wo die Schienen aufhörten, in das dort befindliche kleine Boot und im Laufe des dritten Tages in das große Boot im Ganges, das dann auch sogleich abfuhr. Dasselbe hatte zwei Cajüten, eine zum Schlafen und eine zum Aufenthalt während des Tages; die Burschen und Mannschaft lungerte auf Deck herum. Die drei oder vier Tage der Fahrt nach Dacca waren sehr eintönig; wir hielten uns ziemlich in der Mitte des Flusses, die Ufer zu beiden Seiten waren sehr flach und kaum zu sehen. Wir mußten uns die Zeit so gut wie möglich vertreiben, so daß ich ganz zufrieden war, als die Fahrt in Dacca für mich ihr Ende erreichte. Ich nahm hier Abschied von der Reisegesellschaft, die mit dem Boot den Bramahputra noch weiter aufwärts fuhr.

Von unserem Correspondenten Herrn F . . . y wurde ich sehr freundlich empfangen, er war ein im Lande geborener Engländer und hatte eine Halfcast, aber ganz angenehme Dame, zur Frau, vier Kinder, — zwei Mädchen von 17 und 15 Jahren und zwei jüngere Knaben, — die in Calcutta in einer Pensionsschule waren. Er schien in guten Verhältnissen zu leben, hatte ziemlich ausgedehnte Geschäftsräume, aber keine Waarenvorräthe, auch außer einigen Coolies keine weiteren Leute und schien ihm das Geschäft mehr Zeitvertreib als Erwerbsquelle

zu sein. Nachdem ich im Laufe des Abends und anderen Morgens eingehend mit ihm über die Intentionen meines Chefs gesprochen, wurde überlegt, ich solle an einem $^1/_2$ Tagereise weiter östlich, an einem Nebenarm des Bramahputra gelegenen Landgut, von ihm Naraingunge genannt, mein Domicil aufschlagen und dort die mit ihren mit Jute beladenen Boote hauptsächlich diesen Wasserweg hinunter kommenden Natives abfangen und direkt den Handel mit ihnen abschließen. Er gab mir zu diesem Zwecke drei Leute mit, zwei Sircars und einen Koch, die ersteren sprachen etwas englisch und mußten mir bei den Unterhandlungen mit den Natives behülflich sein. Nachdem ich noch Dacca flüchtig angesehen, aber für mich nichts besonders bemerkenswerthes gefunden hatte, ging die Fahrt zu Wagen nach Naraingunge mittags vor sich. Herr F...y begleitete mich, um mich zu installiren und blieb bis zum andern Mittag, mich in etwa in den Gang der Geschäfte einweihend. Dann fuhr er wieder nach Dacca. Die Besitzung des Herrn F...y hatte früher einem einheimischen Rajah gehört, war ein großes schönes zweistöckiges Gebäude mit vielen Dienerwohnungen, Stallungen, in einem großen Garten liegend, der von drei Seiten mit einer hohen Mauer umgeben, mit der vierten Seite an den Fluß grenzte. An der Flußseite lag das Bungalow mit großer Veranda und weiter Aussicht auf den Fluß, der gerade an dieser Stelle einen großen Bogen machte. Das Bungalow war stark in Verfall gerathen, der untere Stock war kellerartig und ganz unbewohnbar; im oberen Stock nur noch ein bewohnbarer Raum nach der Landseite, den ich für mich in Gebrauch nahm. Von der Umfassungsmauer, die rings von Wegen umgeben war und in gewissen Entfernungen Wachthäuschen hatte, lag ein großer Theil darnieder. Das war nun mein Aufenthalt für einige Zeit, außer mir waren nur noch mein Kidmilgar und die drei F...y'schen Diener da. An dem Haupthause, worin ich wohnte, war keine Thüre mehr und dasselbe gar nicht abzuschließen; die F...y'schen Leute campirten sich in einem Nebengebäude ein, das noch verschließbar war. Mein Kidmilgar sollte nun wie üblich die Nacht bei mir in meinem Zimmer bleiben; ich merkte aber bald, daß es ihm in dem Hause unheimlich war und er sich des Nachts, wenn er mich schlafend glaubte, zu den anderen Natives schlich. Da ich mich wohl fühlte und seiner des Nachts nicht bedurfte, ließ ich das ruhig geschehen. Meine einzige Beschäftigung außer den Berichten nach Calcutta bestand darin, auf der Veranda sitzend abzuwarten, ob ein Boot mit Jute den

Fluß herunterkam, demselben entgegenzufahren und den Handel abzuschließen; wenn wir Preises einig waren wurde die Jute dann an Land in Empfang genommen und gewogen. Die Hauptaufgabe dabei war, die Jute zu beurtheilen, ob sie nicht zu kurz am Boden abgeschnitten, von guter Qualität, trocken, nicht zu stockig und feucht war. Da es gerade die richtige Zeit war, so ging der Handel sehr gut und ich hatte bald das gewünschte Quantum. Depeschen meines Chefs ließen mich aber noch weiter kaufen. Die Boote der Eingeborenen kamen hauptsächlich des Morgens in aller Frühe; bald nach Mittag war die Arbeit gethan und ich hatte den Nachmittag Muße, mich in der Gegend umzusehen.

Hierbei erfuhr ich denn, daß ungefähr eine Stunde unterhalb Naraingunge, ein anderer Herr für ein Calcuttaer Haus Jute aufkaufe und ließ mich daher eines Nachmittags hinunter rudern, um dessen Bekanntschaft zu machen. Es war dies indeß kein Europäer sondern ein Halfcast aus Dacca, der regelmäßig für Grant Smith und Co. einkaufte und nicht extra hierher gesandt worden war. Es war ein ganz liebenswürdiger Herr, Namens D...d, mit dem ich noch einige angenehme Tage verlebte. Von ihm hörte ich, daß in der Nachbarschaft eine Indigoplantage sei, die von einem Halfcast verwaltet werde, der ein gewaltiger Nimrod sei, schon viele Tiger erlegt habe, auch einen Elephanten besitze, mit welchem sich während meiner Anwesenheit noch eine kleine Tigerjagd arrangiren lasse. Ich säumte also nicht, auch diesem Herrn meinen Besuch zu machen; er stellte mir den Elephanten zur Verfügung und versprach auch, sich baldmöglichst einen Tag frei zu machen. Eines Nachmittags war es etwas spät geworden und keine rechte Zeit mehr in der Nachbarschaft noch Besuche zu machen; ich nahm daher meine Vogelflinte, um auf Papageien zu schießen. Kaum war ich aus der Umfassungsmauer getreten, als ich in einem daranstoßenden Reisfeld ein schreckliches Geschrei höre, ich laufe hin und sehe da einen Native mit aufgerissenem Leibe in den letzten Zügen liegen, die anderen Arbeiter heulend um ihn herum. Ein wilder Eber hatte den Mann angefallen und mit seinen Häuern ihm den Leib aufgeschlitzt. Ich sandte rasch nach der Indigoplantage, ließ um den Elephanten bitten und verfolgte mit demselben die Fährte des Ebers. Es gelang mir indeß nicht, denselben wieder aufzuspüren. Wir kamen an einen Hochwald und als der Cornac mich beim Eindringen in denselben auf eine Riesenschlange, die um einen Stamm geringelt war, aufmerksam machte, die Dunkelheit auch rasch herankam,

machte ich Kehrt und zog unverrichteter Sache wieder nach Hause. Ich hörte die ganze Nacht hindurch das Klagegeheul der Weiber und Verwandten des Umgekommenen, nur schien sich mir auch ab und zu ein anderes Geheul darein zu mischen und erfuhr ich am andern Morgen auf Befragen, daß die Tiger des Nachts an unserer Mauer vorbeikämen zur Tränke am Fluß, und durch das Klageheul diese Nacht wohl gestört worden wären. Da reifte in mir ein kühner Entschluß. Ich erwähnte schon die Wachthäuschen in der Gartenmauer und dachte nun, wenn ich mich in einem solchen Häuschen verbarrikadirte, so könne ich einen Tiger im Vorbeikommen erlegen. Die Leute des Herrn Foley riethen mir zwar ab, ich ließ aber am folgenden Abend alles, was ich für zweckmäßig hielt, in ein solches, anscheinend am günstigsten gelegenes Häuschen bringen und als die Dunkelheit hereinbrach, zog ich hin. Es hatte sich ein fürchterliches Unwetter aufgemacht, der Wind heulte, der Regen goß in Strömen, der Donner hallte und das ganze Firmament zuckte von Blitzen. Man muß ein solches Gewitter in den Tropen erlebt haben, um sich einen Begriff davon machen zu können. Ich war kaum in dem Häuschen, als ich die Thorheit des Unterfangens einsah und ich wäre gern wieder umgekehrt; aber so ist der Mensch, wenn er sich selber auch ein Unrecht eingestehen muß, vor seinen Mitmenschen thut er es dann doch noch nicht, und ich schämte mich dazu vor meinem eigenen Burschen. Mit Angst und Bangen saß ich da und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Nicht gar lange mag ich so gesessen haben, als ich glaubte durch das Heulen des Sturmes auch noch andere Töne herauszuhören, dieselben schienen näher und näher zu kommen und ich glaubte ganz deutlich das Brüllen eines Tigers zu hören. Nun wäre ich in meiner Herzensangst gerne gelaufen, doch war die Entfernung nach dem Bungalow zu groß, um das riskiren zu können. Ich mußte also Stand halten und dachte immer, wenn er nur dir nichts thut, du thust ihm gewiß nichts. Bei einem grellen Blitze glaubte ich dann ein Thier mit mächtigen Sätzen des Wegs entlang springen zu sehen und athmete erleichtert auf. Ich wartete noch einige Zeit und machte mich, als alles still blieb, schleunigst nach Hause. Der Verwalter der Indigoplantage hörte von diesem Heldenstückchen und schickte mir nun Bescheid, daß er am anderen Tage kommen werde und auch Herrn D...d mitbringe, um unser Glück zu versuchen. Zeitig am andern Morgen waren sie da. Auf dem Elephanten war ein großes Brett, wie eine Tischplatte, durch breite Gurte befestigt, an demselben ein

Geländer. Auf dieser Platte nahmen wir drei und mein Kidmilgar Platz, der letztere sollte unsere Gewehre laden und sonstige Handreichungen besorgen. Wir saßen Jeder auf einer Ecke des Brettes, den Eckpfosten des Geländers zwischen den Beinen, derselbe mußte uns bei der schaukelnden Bewegung den nöthigen Halt verleihen. Vorne auf dem Hals zwischen den Ohren reitend, befand sich der Cornac, zur Leitung des Elephanten mit einer Art Dachdeckerhammer versehen; wollte der Elephant nicht pariren, so schlug er ihn mit dem spitzen Ende; sollte er nur rascher gehen so nahm er das stumpfe Ende. Da der Verwalter die Gegend kannte, wo die Tiger sich hauptsächlich aufhielten, so ging es direkt dorthin; erst durch Reisfelder, dann durch die hohen Dschungeln. Wir kamen bald an einen sehr breiten Flußarm, über den wir hinüber mußten. Der Elephant stieg also flott in's Wasser und schwamm mit uns eine lange Strecke stromauf, wir kamen dabei so ziemlich bis an die Lenden in's Wasser. Als wir nun den beabsichtigten Landungsort erreichten, versuchten wir zu landen, doch war das Ufer zu steil und das Wasser zu tief und wir mußten daher noch eine Strecke weiter schwimmen. Der Elephant fand dann Grund, der Aufstieg aus dem Wasser war aber noch so steil und das Ufer so weich, daß der Elephant erst mit dem Kopf da dämmen mußte, wo er seine Vorderfüße hinsetzte und er machte sich so 3—4 Stiegen, ehe er auf festem Grund resp. auf dem Ufer war. Nun hieß es aufgepaßt, wir waren in dem Jagdrevier, und konnten die Pfade, die sich die Tiger durch den morastigen Boden gemacht hatten, deutlich unterscheiden. Solchen Pfaden mußten wir nachgehen, um irgendwo ein Lager zu finden. Für unseren Elephanten war natürlich der Weg zu schmal und sehr oft mußte er sich Bahn machen, entweder dadurch, daß er dünne Bäume, die ihm im Wege standen, mit dem Rüssel ausriß oder mit seinem Schädel dagegenrannte, bis sie brachen. Einige Stunden waren wir schon vergebens so gezogen, als ich plötzlich auf einem schmalen Pfad ein Thier sich vor uns herschleichen sah. Rasch das Gewehr an die Backe, losgedrückt und ein Gebrüll erhebt sich. Ein kleiner Leopard war's, der nun mit Sätzen auf uns zukam. Ich hatte ihm indeß einen Hinterlauf entzwei geschossen, er war nicht mehr im Stande hoch zu springen; der Elephant faßte ihn mit dem Rüssel, warf ihn auf die Erde und trampelte auf ihm, daß die Knochen krachten. Er war am Rüssel gekratzt worden und in seiner Wuth nicht zu bändigen, so daß von dem Leopard kein Knochen mehr ganz blieb. Es war mittler-

weile spät geworden und wir brachen daher zur Rückkehr auf. Am anderen Tage schoß ich aus meinem Schlafzimmerfenster ein kleines vielleicht zwei Fuß langes Krokodil mit einer zweilöthigen Kugel gerade in das Rückgrat, wo der Körper aufhört und der Schwanz anfängt; es wandte und krümmte sich und schien tödtlich verletzt, so daß ich geschwind in den Garten lief um es zu kriegen, doch es war verschwunden in dem verfallenen Gemäuer. Von einigen Papageien, die ich aus dem Fenster schoß, habe ich die Federn mitgebracht und existiren noch etliche davon. Zur Erinnerung an die Tigerjagd bekam ich von dem Plantagenverwalter das Tigerfell, was ich Dir mitbrachte. Ich zeigte mich ihm auf andere Weise erkenntlich für seine Liebenswürdigkeit.

## Elftes Kapitel.

**Aufforderung zur Rückkehr. Bootsfahrt auf dem Ganges. Betrug der Ruderer. Anfall von Räubern.**

Das Geschäft wurde ob dieser Vergnügungen nicht vergessen. Die Resultate befriedigten und ich bekam neue Ordres, theils schriftlich theils telegraphisch, auch auf Safflower (ein Farbstoff), Rapssaat und Gummi. Auch ersuchte mich Herr von E. ihm in Dacca einige feine Mousselinekleider, die daselbst verfertigt werden, zu besorgen und kaufte ich bei dieser Gelegenheit auch den Shawl für Schwester Georgine. F...y besuchte mich nach den ersten acht Tagen einmal und war von den Resultaten so befriedigt, daß er mir Compagnieschaft mit 6 annas per Rupee also $^3/_8$ der Einnahme offerirte. Ich sagte, ich wollt es mir überlegen. 2—3 Wochen mag ich wohl so in Naraingunge gehaust haben als mir F...y eines Mittags ein Telegramm brachte: sofort nach Hause zu kommen, es seien mehrere Schiffe eingelaufen und die Arbeit nicht mehr zu bewältigen. Da war nun guter Rath theuer. Die nächste Postbootgelegenheit ab Dacca ging erst acht Tage später und hatte acht Tage Fahrzeit. Ich konnte dann also nicht unter 14 Tagen in Calcutta sein, so lange konnte ich nicht warten. Ich überlegte hin und her mit F...y; schließlich frug ich ihn, ob nicht in der Nachbarschaft von Naraingunge ein Boot der Natives zu haben sei. Herr D...d, der dazu kam, meinte, das wäre wohl möglich, indeß müsse er mir entschieden davon abrathen, die Fahrt wäre zu gefährlich. Ich ließ mich dadurch aber nicht abhalten und Herr D...d war so freundlich, mir ein Boot mit acht Coolies zu besorgen. F...y

sorgte für Fourage und so zog ich mit meinen Burschen bei Anbruch der Dunkelheit desselben Tags noch ab.

Herr F...y erneuerte beim Abschied noch seine Offerte bezüglich der Associirung, — beschrieb mir den Weg, und sagte unter Anderem auch, ich müsse in drei Tagen an der Station Kooshtea am Ganges sein. Die ersten paar Tage passirte nichts. Die Flußarme, durch die wir zogen, waren nicht sehr breit, die Ufer mit hohen Bäumen überwachsen, Papageien und Affen in Menge. Von Letzteren schoß ich einmal einen; er blieb aber nicht todt und schrie so mörderlich wie ein kleines Kind, daß ich hinzu rudern ließ, um ihn vollends zu tödten. Ich konnte aber keinen Schuß mehr anbringen, obgleich ich sein Geschrei fortwährend hörte, das Ufer war so morastig, daß ich nicht landen konnte und er hielt sich in dem Dickicht versteckt. — Mein Kidmilgar hatte mir unter einer gebogenen Strohmatte mein Bett gemacht und das Mosquitonetz so angebracht, daß ich von den Thieren verschont blieb und die Nächte durch wie ein Sack schlief. Am Abend des fünften Tages kamen wir an einer Pflanzung vorbei, wo ich mit meinem Glas einige Europäer auf der Veranda vor einem Bungalow sitzen sah. Da mir Herr F...y nichts von dieser Station gesagt hatte, so frug ich den Bootsführer, wie die Station heiße, konnte aber keine Antwort von ihm bekommen. Er hielt sich dabei auch so mitten im Fluß, daß es mir ganz auffällig war. Ich frug dann meinen Kidmilgar nach dem Namen der Station, erfuhr aber auch von dem nichts. Ein heraufziehendes Gewitter ließ mich davon absehen, an Land zu fahren, um mich zu erkundigen. $^1/_4$ Stunde später an einer Biegung des Flusses sah ich aber auf einmal eine kolossale Wasserfläche vor mir, deren gegenüberliegendes Ufer ich auch mit dem Glas nicht erblicken konnte. Die Wellen gingen hoch wie die See und die Passage war bei dem heraufziehenden Wetter eine höchst gefährliche. Es war mir aber auf einmal klar, wo ich war. Der Ort vorher war Kooshtea, der Fluß vor mir der Ganges, vereint mit dem Bramahputra, wo ich schon am dritten Tage hatte sein sollen. Anstatt Tag und Nacht zu rudern, wie bei der doppelten Mannschaft ausbedungen, hatten die Coolies meinen tiefen Schlaf benutzt, sich auszuruhen, und ich hatte schon zwei Tage Verspätung. Da packte mich denn der Jähzorn. Die Leute wollten vor Anker gehen, da es ein tollkühnes Unternehmen war, den Strom in der Nacht zu passiren. Ich wollte aber davon nichts wissen, sprang auf den Bootsführer zu und versetzte ihm einen Hieb auf den Rücken, daß

er laut aufheulte und rief ihm zu: nun voran! Mein Bursche flehte, nur jetzt nicht herüber, wir kommen nicht an's andere Ufer. Das konnte mich aber nur noch mehr reizen, da er doch mit den Leuten unter einer Decke gelegen haben mußte. Ich will, rief ich dem Bootsführer zu, und du sollst oder — so ging's denn voran. Kaum waren wir im Strome, da ging der Tanz los: von oben das furchtbarste Gewitter, von unten die heulenden, zischenden und pfeifenden Wogen, die das schwankende Boot jeden Augenblick zu zerschmettern drohten. Ich bereute schon meinen Starrkopf, aber umzukehren scheute ich mich. Ich stellte mich vor die Mannschaft und wo ich sah, daß einer nachließ, zog ich ihm einen solchen Hieb über, daß er sich mit aller Kraft wieder in die Riemen legte. Ihr Hallunken, rief ich, mein Geld wollt ihr haben, nun sollt ihr auch wissen wofür. Ich sah, es gab nur eine Möglichkeit der Rettung für uns, ohne einen Moment der Ruhe stramm zu rudern; verloren wir einen Augenblick die Gewalt über das Boot, dann war's mit uns vorbei. Unbarmherzig schlug ich zu, wenn ich ein Nachlassen des Ruderns zu spüren vermeinte. Das ging einige Stunden so, als ich merkte, daß wir aus dem Strom kamen, und die Wellen weniger hoch gingen; kurze Zeit darauf faßte das Boot auch Grund. Zwei der Leute sprangen nun in's Wasser, um das Boot höher an Strand zu ziehen und fest zu binden, als auf einmal ein donnerähnliches Gebrüll losgeht. Ein Tiger muß an der Stelle am Ufer gewesen sein, um zu saufen. Wie der Blitz waren die Leute wieder im Boot; lagen sie vorher im Riemen aus Angst vor dem Sturm und meinen Schlägen, so ruderten sie jetzt um ihr Leben und jede Spur von Müdigkeit war verschwunden. Vielleicht eine halbe Stunde ruderten sie noch stromaufwärts, dann hörten wir Tamtam-Geräusch und Gekreisch, ein Zeichen, daß ein eingeborenes Dorf in der Nähe war, dessen Bewohner sich die Tiger in der Nacht fern halten wollten. Wir gingen dann vor Anker, an Land wagte sich Niemand. Andern Tags wurde die Fahrt fortgesetzt, nur schlief ich jetzt am Tage und sorgte, daß die Leute Nachts ihre Schuldigkeit thaten. Am Abend des nächsten Tages lag ich noch unter der Strohmatte, als ein anderes Boot gegen das unsere stieß, und ich an der Bewegung merkte, daß mehrere Leute auf unser Boot sprangen. Darauf rief mein Kidmilgar auf einmal: Sahib! Räuber! Räuber! ich sprang rasch unter der Decke hervor mit dem Gewehr im Anschlag, das immer geladen neben mir lag. Als die Kerle mich aber sahen, sprangen sie wieder auf ihr

Boot zurück und gaben sich aus Leibeskräften an's Rudern. Ein blinder Schuß von mir veranlaßte sie, sammt und sonders in's Wasser zu springen. Ich befahl aber ruhig unsere Wege zu rudern, um soviel als möglich Zwischenraum zwischen uns zu bringen. Wenn sich auch ein Native selten an einem Europäer vergreift, weil es ihm in der Regel das Leben kostet, so mochte ich, auf weite Entfernungen alleiniger Europäer, doch nicht unnöthiger Weise mit dem Räubergesindel anbinden. Von den weiteren zwei Reisetagen habe ich nur noch zu erwähnen, daß ich einen Schuß auf ein in der Sonne schlafendes großes Krokodil abgab, das sich aber nicht danach rührte. Am Abend des achten Tages langte ich wohlbehalten wieder in Calcutta an und Herr v. E. war froh, daß ich wieder da war. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Es waren zwei an uns consignirte Schiffe hereingekommen, die von mir gekauften Produkte kamen auch an und wir hätten sehr gut Hülfe gebrauchen können.

## Zwölftes Kapitel.

### Die Rückkehr des Herrn S. Meine Unhöflichkeit. Sein brutales Benehmen. Liebenswürdigkeiten seiner Frau.

Zu der Zeit kam auch eine von der preußischen Regierung ausgesandte Weltumseglungs-Expedition zur Information über Handelsverhältnisse. Selbstverständlich wandte sich dieselbe auch an Herrn v. E., der mir wieder auftrug, mich mit dem einen Mitglied derselben, F. W. G . . . . e aus Düsseldorf, eingehend zu beschäftigen. Ich fuhr mit demselben nach dem Zollamt, in sämmtlichen Bazars herum, legte ihm unsere Indents vor und nahm derselbe viel von meiner Zeit in Anspruch. Ich nahm mir daher wieder jeden Abend Arbeit mit nach Haus, um so viel als möglich zu bewältigen. Bald darauf kehrte Herr S. aus Europa zurück und da fing mein Trauern an. Ich hatte erwartet, Herr S. würde mir sagen: Wollen Sie mich nicht einmal besuchen, damit ich Sie meiner Frau vorstelle. Doch nichts derartiges geschah. Im Office mußte ich ihm meinen Platz gegenüber dem Herrn v. E. räumen und ein anderes Pult wurde mir im selben Office aufgestellt. Die Makler, bis dahin gewöhnt mir jeden Morgen zu rapportiren, was im Laufe des vergangenen Tages in ihrer Branche passirt, wurden von Herrn S. beschieden, ihm zu berichten. Er rief mir dann zu: W. notiren Sie mal u. s. w. Alle Augenblicke kam S. gelaufen: Sie haben noch dies oder jenes zu thun. An Posttagen sollte ich auch noch die Correspondenz über Indigo, die sein spezielles

Fach war, führen, so daß ihm Herr v. E. einmal sagte: Wenn Sie das nicht einmal besorgen wollen, was wollen Sie dann thun? W. halten Sie sich an Ihrer Arbeit. Nach Schluß der Post ließ Herr v. E. eine Flasche Champagner aus dem Lager holen und gab mir ein Glas, da rief S.: Geben Sie mir auch ein Glas, E. Herr v. E. aber erwiederte: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht mittrinken; wollen Sie welchen haben, dann lassen Sie sich eine Flasche holen. Eines Abends lud mich Herr v. E. zum Essen ein bevor wir vom Office gingen, ich sagte ab; er frug mich warum, ich brauchte irgend eine leere Ausrede. Da sagte er: Ich weiß warum Sie nicht kommen wollen, ich habe auch S. mit seiner Frau geladen und Sie wollen mit denen nicht zusammen treffen. Es ist das nicht nur unartig von Ihnen, sondern es ist auch schon unhöflich, daß Sie noch nicht bei S. gewesen sind, Ihren Besuch daselbst zu machen; das ist so Sitte hier im Lande und der muß man sich fügen. Ich erwiederte, wenn das so Sitte hier im Lande ist, den eben Angekommenen Besuche zu machen, so wäre man es mir doch schuldig gewesen, mich darauf aufmerksam zu machen. Im Uebrigen stünde ich in einem dienstlichen Verhältnis zu S. und sein Benehmen mir gegenüber, das ja doch auch ihm bereits aufgefallen wäre, wäre nicht darnach angethan, mich seine nähere Bekanntschaft wünschen zu lassen. Das entschuldigt noch immer nicht ihren Verstoß gegen die Sitte und ihre Unart gegen mich, erwiederte Herr v. E. Es war das erste Mal, daß wir Wortwechsel mit einander hatten. Ich blieb bei meiner Weigerung und Herr v. E. fuhr verstimmt ab. Nach seiner Abfahrt kam noch eine wichtige Depesche. Anstatt daher nach Hause zu reiten, ritt ich an den Strand nach Edens Garden, um Herrn v. E. noch aufzusuchen, in der Meinung, er fahre da spazieren. Ich ritt jedoch auf und ab ohne ihn zu sehen und dann nach seiner Wohnung, mit der Absicht ihm durch einen Durwan die Depesche hinauf zu schicken. Im Begriff wieder weg zu reiten, kommt Herr v. E. angefahren, steigt aus dem Wagen und sagt: ah, das ist ja schön, daß Sie sich besonnen haben und doch noch kommen; indem stieg auch S. aus und sagte: kommen Sie mal her W., daß ich Sie meiner Frau vorstelle. Ich meinte zwar zu Pferd am Wagenschlag wäre das doch nicht der geeignete Ort, ach so genau muß man das nicht nehmen. Ich erkärte nun den Zweck meines Kommens und verabschiedete mich zur großen Enttäuschung des Herrn v. E., auch da ging mein Trotzkopf wieder mit mir durch.

Die Doorjah Poojahs waren mittlerweile wieder da, Herr v. E. fühlte sich wieder reducirt und machte nochmals eine Erholungstour in die Nilegheries. Herr S. hatte sich überzeugt, daß sein Eingreifen in die Geschäfte doch nicht glücklich gewesen war, oder der Feuereifer, mit dem er angefangen hatte, war nur Strohfeuer gewesen und längst erloschen. Der Verkehr mit den Maklern, europäischen und einheimischen, Landing-Commis, Export-Commis u. s. w. lag wieder ganz auf meinen Schultern. Ich hatte auf eine feste Ordre 5000 Stück Häute gekauft und fuhr eines Morgens um 4 Uhr nach der eine Stunde weit enfernten Abnahmestelle, um dieselben zu besichtigen. Gegen 10 Uhr nach Hause gekommen, nahm ich ein Bad, frühstückte und fuhr dann nach dem Office, wo ich gegen 11 Uhr anlangte. Es waren inzwischen eine Menge Commis gekommen, um mit mir zu conferiren und mußten nun auf mich warten, da S. gänzlich unbewandert im Geschäfte war. Mit der Uhr in der Hand empfing mich Herr S. am Treppenaufgang und fuhr mich auf englisch an: „Wissen Sie nicht, wie viel Uhr es ist, wissen Sie nicht, daß Sie spätestens um 10 Uhr im Geschäft sein sollen, das muß anders werden; in Zukunft dürfen Sie sich dergleichen nicht mehr erlauben". Während dieses Wortschwalls sagte ich nur einfach auf deutsch „guten Morgen, Herr S." und setzte mich an meinen Platz, um die wartenden Leute abzufertigen. Das regte S. so auf, daß er mir folgte, sich an mein Pult stellte und über meine Einbildung u. dgl. zu schimpfen anfing; ich bat ihn, doch wenigstens deutsch zu sprechen, da eine solche Scene vor den Commis einen üblen Eindruck machen müsse. Nein, sagte er, ich spreche absichtlich englisch, damit sie alle hören sollen, was ich von Ihnen für eine Meinung habe, ich bin Ihr Chef und habe das Recht, Ihnen dies zu sagen. Da wallte es denn auch in mir, ich sprang auf, warf ihm die Feder vor die Füße und rief ihm zu „Der Teufel hole mich, wenn ich noch eine Minute länger für Sie arbeite". Er wollte mich dann am Arm festhalten und sagte: „Bleiben Sie Herr". „Rühren Sie mich nicht an, Herr" erwiederte ich und ging. Die ganze Scene dauerte keine zehn Minuten; als ich unten an die Hausthüre kam, stand mein Buggy noch da, ich fuhr direkt zu Mackenzie Lyal und Comp., die ein täglich erscheinendes Annoncenblatt herausgaben und ließ ein Stellengesuch einrücken. Am Nachmittag hatte S. die Unverfrorenheit, den Geschäftswagen zu schicken und mir sagen zu lassen, ich solle in's Geschäft kommen. Am dritten Tage bekam ich auf meine Annonce eingelaufene Offerten zugeschickt und war im Begriffe auf eine zu antworten, als die Thüre aufging

und Herr v. E. eintrat. Habe ich das um Sie verdient W.? Nein, Herr v. E., und ich bereue aufrichtig, daß ich mich so habe hinreißen lassen, aber stellen Sie sich in meine Lage, was würden Sie gethan haben, und was würden Sie jetzt thun. In wenig Monaten kommt ihr anderer Associé Herr O.; dann gehen Sie nach Europa. Ich bin diesem Manne völlig fremd, wenn ich auch vielleicht in seinen Augen meine Pflicht thue, so fehlt ihm doch das warme Interesse, das Sie mir stets bewiesen und meine vielen Fehler werden nicht so nachsichtig von ihm beurtheilt werden. Daß S. mir entschieden feindlich gesinnt ist, hat er auch durch die Scene bewiesen, die er aufführte, nachdem Sie kaum den Rücken gedreht. Dann bin ich doch auch kein Taglöhner, dem man die Uhr vorhält, damit er sein Stunde absitzt. Ich weiß Alles, sagt er, und lasse Sie so nicht gehen, behagt es Ihnen auf die Dauer nicht im Geschäft, so sei es Ihr freier Wille zu scheiden, diese Sache muß geschlichtet werden. Herr S. sieht sein Unrecht ein und soll hierherkommen, sich mit Ihnen auszusöhnen. Das verlange ich nicht, Herr v. E., das würde unser Verhältniß auf die Dauer nur erschweren, ich will wieder mit Ihnen in's Geschäft fahren und thun, als wenn Nichts vorgefallen wäre. Am besten aber ist's, wenn Sie mein Pult in ein anderes Comptoir stellen lassen, damit S. und ich so wenig wie möglich in Berührung kommen. So geschah's denn auch. Die Erholungsreise war Herrn v. E. leider gründlich verdorben, er ging nicht wieder fort und kränkelte immer zu, so daß ich mir ob meines Benehmens gegen den von mir hochverehrten Herrn die bittersten Vorwürfe machte. Frau S., eine Engländerin und sehr liebenswürdig, mußte wohl von der unpassenden Behandlung ihres Mannes gegen mich gehört haben, sie kam öfter in's Geschäft und hatte jedesmal eine kleine Aufmerksamkeit für mich, bald einen Apfel, die in Calcutta höchst selten waren und mit den Eisschiffen aus Amerika kamen, bald irgend eine andere Seltenheit. Es that mir sehr leid den näheren Verkehr mit ihr entbehren zu müssen, da mir der Umgang mit gebildeten Frauen ja vollständig fehlte; ich konnte meinen Trotzkopf aber nicht überwinden, eine Einladung von ihr anzunehmen.

## Dreizehntes Kapitel.

**Der neue Commis. Der Indigohandel. Frau S. erkrankt. Ein Mörder. Freund B. heirathet.**

Ende October kam endlich die lang ersehnte Hülfe, Herr C...n von Crefeld. Doch wie gewöhnlich war derselbe anfangs weniger eine

Stütze als ein Hemmschuh. Völlig unbekannt mit dem Geschäft sprach er auch wenig englisch und war eigentlich specieller Seiden-Fachmann, da die Ausfuhr von Seide in größerem Maßstabe als bisher aufgenommen werden sollte. Im Uebrigen war es ein sehr jovialer Herr und guter Gesellschafter, er spielte Guitarre und sang flotte Bierlieder dazu, die den üblichen Durst mit sich brachten. Mein seebeschädigter Champagner schmeckte ihm sehr, doch beklagte er, daß das Bier so theuer war und ging bisweilen in eine Matrosenkneipe, um billiger Bier zu bekommen; dabei holte er sich aber einmal eine gehörige Tracht Prügel und kam mit ganz verkratztem Gesicht in's Office. Er war kein Jahr in Calcutta als er heim mußte, er erreichte jedoch seine Heimath nicht mehr, sondern fand sein Grab im weiten indischen Ocean nach Seemannsweise. Ich habe später seiner trauernden Mutter einen Besuch gemacht. So wurde die Arbeit nicht weniger. S. hatte ziemliche Ordres auf Indigo mitgebracht; wir kauften in der auf wenige Monate beschränkten Saison 2400 Kisten im Durchschnittswerth von £ 100 per Kiste; nun kam auch Herr O. und brachte große Ordres, so daß wir einen ungefähren Cassenumschlag von 1 000 000 Thaler monatlich hatten, und da hieß es schanzen. Herr v. E. bereitete sich auf seine Heimreise vor und kam nur noch soweit in's Geschäft als nöthig war, um mit Herrn O. zu conferiren. Dieser mochte ein sehr erfahrener Kaufmann sein, war aber sehr pedantisch und hatte gleich in der ersten Woche Streit mit C . . . n wegen Schreibens von Briefadressen. C . . . n schrieb zwar leserlich aber quer. Da er nun bei der Post noch nicht anders helfen konnte, als die Couverts schreiben, moquirte sich Herr O. über die schlechten Aufschriften und meinte, so könne kein anständiges Haus sie in die Welt schicken. C . . . n brauste auf und sagte, er solle seine Adressen selber schreiben, er sei dafür nicht herausgekommen.

Herr O. war auch verheirathet und brachte seine Frau mit heraus; eingedenk der früheren Lehre, machte ich sofort meinen Besuch bei derselben, was mir Herr v. E. hoch anrechnete, was Herrn O. aber weniger angenehm zu berühren schien. Ich hatte die Empfindung, als ob er mir zu verstehen gegeben: wie kommen Sie dazu. Im Uebrigen war er jedoch freundlich zu mir und ich glaube, wir wären gut mit einander ausgekommen.

Um diese Zeit kam Frau S. in Wochen, sie wurde aber darauf so bedenklich krank, daß sie nach kaum vierzehn Tagen ohne Weiteres eingepackt und mit ihrem Baby nach Europa geschickt wurde; ich konnte ihr bei der Abfahrt des Dampfers noch Adieu sagen.

Zu den Hausgenossen meiner nunmehrigen Wohnung war ein eben angekommener junger Bremer Kaufmann und ein Hamburger, beide ganz nette Leute und ferner die Frau eines höheren Telegraphenbeamten vom Lande oben hinzugekommen. Der Mann der letzteren war im Sommer durch die Hitze verrückt geworden, in Calcutta im Irrenhaus, und sie betrieb nun in Calcutta ihre Pensions-Angelegenheiten und Rückfahrt nach Europa. Sie fehlte niemals bei Tische und war recht aufgeräumt, fragte man sie aber in dem Plauderstündchen nach Tisch nach dem Stand ihrer Angelegenheiten, so fing sie jedesmal an zu weinen und zu klagen. Das reimte sich mir so wenig zusammen, daß ich die Conversation mit ihr mied. Eines Tages logirte sich auch ein Schotte ein, der eben vom Obersten Gerichtshofe wegen Mordes freigesprochen und aus der Haft entlassen war. Er war in Akyab stationirt gewesen, hatte daselbst Reis aufgekauft und mit einem malayischen Bootsmann Streit bekommen. Als ihn derselbe auf sein Boot verfolgte, hatte er ihn in's Wasser geworfen, und als er nachschwamm so lange untergetaucht, bis er ertrunken war. Der Mord wurde als Nothwehr betrachtet, obgleich Zeugen, allerdings Malayen, gegen ihn aussagten; doch rühmte sich der Schotte seiner That und war ein so roher Mensch, daß ich ausgezogen wäre, wenn er nicht bald wieder nach Akyab abgereist wäre.

Freund B . . . tz mochte, nachdem ich fort war, nicht gern mehr länger allein Haushaltung führen; er mußte wohl schon länger auf Freiers Füßen gegangen sein, denn er überraschte mich bald nach meinem Auszug durch seine Verlobung mit einer Tochter des jovialen Gouverneurs Rose von Chandernagore. Nach meiner Rückkehr von Dacca war Hochzeit, welcher S . . . . und ich in Chandernagore beiwohnten. Blanche Rose paßte zu ihrem Männchen, sie war jung, klein und zart, ein bleiches, weißes Röschen mit sanften Rehaugen, war auffallend still, schien aber doch, auch wenn ich sie später nochmals besuchte, recht glücklich zu sein.

## Vierzehntes Kapitel.

**Neue Lebererkrankung. Wieder auf die Lootsenbrigg. Der Schuster-Missionar. Die Bosheit des frommen Kapitäns. Rückkehr nach Calcutta. Der Arzt erklärt ich müße nach Europa.**

Das stramme Arbeiten der letzten Monate setzte mir zu obgleich es Winter war, ich fühlte mich matt und wollte auch kein Kneten mehr helfen. Eines Morgens war ich schon früh im Geschäft und

hatte die Casse und verschiedene Commis abgefertigt, als mir ganz elend wurde. Ich hatte ein Comptoir für mich allein und saß den Kopf auf die Hand gestützt an meinem Pult, als Herr v. E. hereinkam. Mein Gott, W.! wie sehen Sie aus, fahren Sie sofort nach Haus, ich hole unterdeß einen Arzt. Ich fühlte auch, daß es nicht mehr ging und fuhr also nach Hause. Kaum dort angelangt kam Herr v. E. mit dem Arzt vorgefahren, der mußte wohl schon wissen was mir fehlte, denn ich mußte mich entkleiden und er setzte mir sofort 42 Blutegel auf die Leber; er instruirte dann meinen Bedienten wie er sich zu verhalten habe und er käme gleich wieder. Er war kaum fort, da kam unser alter Durwan, um nach seinem Chutter Sahib, (kleiner Herr) wie er mich immer nannte, zu sehen; er machte seinen Salam, kauerte sich stumm vor mein Bett und die hellen Thränen liefen ihm die Backen herunter. Stundenlang blieb er so sitzen; er mußte wohl denken, es sei das letztemal, daß er seinen Chutter Sahib sehe.

Als der Doktor wieder kam, brachte er die Nachricht mit, ich müßte mit dem nächsten Dampfer an die See auf die Lootsenbrigg, derselbe führe morgen früh bei Zeiten und die Passage sei schon genommen. Ich wollte remonstriren und meinte, es ginge ja bedeutend besser und würde wohl morgen ganz besser sein, ich könne auch nicht abkommen. Herr v. E., der dazu kam, sagte aber: Sie gehen auf alle Fälle auf See; Sie haben sich so lange geplagt, nun können sich die Andern auch einmal plagen. Er hatte seine Passage schon auf einem Homeward bound Steamer belegt und glaubte wohl, ich würde auf der Lootsenbrigg bis nach seiner Abreise bleiben, deßhalb kam er noch, mir Adieu zu sagen. Ich reiste also anderen Morgens wieder einmal auf See. Diesmal traf ich es an Bord der Brigg in gewisser Beziehung gut. Der Capitän war ein älterer Herr, verheirathet, und hatte seine Frau an Bord. Deßhalb herrschte kein wildes Junggesellenleben, sondern es ging alles seinen geregelten Gang und die Verpflegung war gut; freilich kostete dieselbe auch 10 R. oder 20 M. per Tag. Nur etwas behagte mir nicht, ich hatte keine Cajüte für mich. Ich schlief mit den vielen meist jungen Lootsen in einem großen Raum auf einer Hängematte, die Abends aufgehängt und Morgens wieder abgehängt wurde, so daß ich Morgens immer früh heraus mußte' und mich den Tag über nirgend hinlegen konnte, was mein müder Cadaver doch sehr vermißte.

Von meinen Schlafgenossen wurde mir mitgetheilt, daß an Bord noch ein Patient — ein deutscher Missionar oben aus dem Lande —

sei, der vor dem Frühstück jeden Morgen ein Capitel aus der Bibel vorlese, wozu der Capitän mit Ausnahme des Dienstes jeden Mann an Bord befohlen habe. Ich bin solchen Geschichten immer abhold gewesen und konnte mich auch nicht entschließen, dieser sogenannten Andacht beizuwohnen. Ich ging daher erst in die Cajüte, nachdem dieselbe vorbei war, merkte aber direkt, daß mir das von Seiten des Capitäns übel angeschrieben worden war. Er machte verschiedene Anspielungen, die ich aber vollständig ignorirte. Im Laufe des Tages kam der Herr Missionar und stellte sich mir vor. Er war aus Danzig zu Hause und bat mich, doch seinetwegen am folgenden Morgen der allgemeinen Andacht beizuwohnen, ich sei doch sein Landsmann und er fürchte, mein Fortbleiben würde auch auf die jungen Leute keinen guten Einfluß haben. Ich sagte zu und erschien am andern Morgen. Ich habe aber niemals einen Ungebildeten in einer ihm fremden und wenig bekannten Sprache so jämmerliches Zeug radebrechen hören, als diesen. Der Text der englischen Bibel stimmt ja wenig mit der modernen Sprache überein, allein der Missionar las so schrecklich, er mußte sich so viel verbessern, daß man merkte, er verstand selber nicht, was er las und hatte noch dazu eine so miserable Aussprache, daß es eine Tortur war, ihm fünf Minuten, geschweige denn über eine Viertelstunde zuzuhören. Den nächsten Morgen blieb ich natürlich wieder weg; da erlaubte er sich denn, mich darüber zur Rede zu stellen, indem er meinte ich stände doch mit einem Beine im Grabe und hätte es wohl nöthig, meinen Frieden mit unserm Herrgott zu machen. Ich erwiederte ihm darauf, wenn ich das nicht anders fertig brächte, als indem ich seinem vollständig unverständlichen Salbader zuhöre, dann wäre es allerdings schlimm mit mir bestellt. Doch sei dies ja meine Sache und er habe mich nicht auf dem Gewissen — damit ließ ich ihn stehen. Den anderen Tag näherte er sich mir wieder, frug mich nach meinem Befinden, nach meinem Stand und meiner Stellung. Meine Gegenfragen beantwortete er dahin, daß er seines Zeichens Schuhmacher sei und von Danzig stamme; da sei der Herr plötzlich über ihn gekommen, er habe sich zum Missionar berufen gefühlt, sich ausbilden lassen und sei nun ausgesandt worden, die armen Hindu-Heidenkindlein in Ostindien unserem Herrn Jesu Christo zuzuführen. Er sei schon fünf Jahre oben im Lande, während dieser Zeit sei er einmal mit Kind und Kegel zu Hause, d. h. in Danzig gewesen, habe in diesem Jahre wieder einen Urlaub mit seiner Familie nach Europa

nachgesucht; derselbe sei ihm aber abgeschlagen und statt dessen nur eine Erholungsreise auf dem Lootsenschiff bewilligt worden, worüber er sehr ungehalten war. Das war also ein Heidenbekehrer. Als ich ihm bei einer späteren Unterhaltung näher auf den Zahn fühlte, mußte er zugestehen, daß seine Erfolge eher negative gewesen. Er hatte einige wenige Hindukinder getauft und confirmirt, sobald dieselben aber von ihm entlassen waren, fröhnten sie außer ihren früheren heidnischen Unsitten auch den Leidenschaften der Europäer: wie dem Trinken u. A. Die indische Regierung gab diesen sogenannten Missionaren einige Acker Landes frei; sie engagirten sich dann Coolies zur Errichtung eines Bungalow, zur Einrichtung des Gartens, der Pflanzung, und benutzten die Gelegenheit, die Leute im Christenthum zu unterweisen; waren sie mit ihrer Einrichtung fertig, dann suchten sie Schulen zu gründen und dergleichen. Nun frage ich, was kann ein solcher Schuster mit seiner eigenen mangelhaften Schulbildung, ohne Kenntniß von Land und Leuten, Sprache und Sitten, nicht einmal im Stande, sich in der englischen Sprache verständlich auszudrücken, dabei mit solchen Prätensionen, alle zwei bis drei Jahre mit Familie eine Erholungsreise nach Europa zu machen, Gutes wirken? Ist das nicht Sündengeld, das an solche Leute verschwendet wird, gibt es dafür im weiten deutschen Vaterlande nicht bessere Verwendung? Ich konnte nicht umhin, ihm meine Ansichten darüber auszudrücken, doch schien er mir das nicht übel zu nehmen. Der Capitän aber hatte mir eine kleine Revanche für meine Nichtbetheiligung an der sogenannten Morgenandacht zugedacht. Eines Abends frug er mich, ob es mir Vergnügen mache, am andern Tage in aller Frühe eine Bootfahrt mit nach dem anderen Lootsenschiff zu machen. Er war Commandeur der Lootsenstation und hatte dem anderen Capitän eine Mittheilung zu machen. Mit Freuden sagte ich zu, da es eine Abwechslung in dem ewigen Einerlei war. Früh vier Uhr wurde das Boot mit acht jungen Lootsen bemannt. Ich kam an's Steuer und fort ging's in der Richtung des anderen Lootsenschiffes, dessen Toppwimpel wir von unserem Schiff aus sehen konnten. Der gleichmäßige kräftige Ruderschlag der jungen Leute brachte uns nach circa vier Stunden an Bord und fröhlich wurden wir bewillkommt; ich war schon an Bord dieses Schiffes gewesen und kannte einige der Herren. Der Capitän machte ein schelmisch Gesicht als ich ihm den Brief unseres Capitäns übergab; er bewirthete uns gut, schickte uns aber dann gleich wieder ab. Mittlerweile war es glühend heiß geworden, kein Lüftchen regte sich, die

See war spiegelglatt und wir wünschten bald wieder an Bord unseres Schiffes zu kommen. Kaum aber kamen wir in dessen Sehweite, als der Capitän mehr Segel setzen ließ und langsam wie ein Schwan vor uns her zog, stundenlang bis zum Abend, wir immer hinterdrein. Es war schier zum Verzweiflen; die Lootsen durften aber ihrem Capitän gegenüber nicht mucken. Als er uns endlich wieder an Bord aufnahm meinte er bei Tisch: Haben Sie viel Vergnügen gehabt, Herr? Danke Ihnen Capitän, ich bin Ihnen sehr verbunden und halte mich für die nächste Botschaft empfohlen. Da merkte er, daß ich den Braten gerochen.

Nach circa 14 Tagen fühlte ich mich so gekräftigt, daß ich beschloß, nach Calcutta zurück zu kehren, um Herrn v. E. vor seinem Abschied nochmals zu begrüßen. Ich nahm die erste beste Gelegenheit wahr mit einem einlaufenden englischen Segelschiff und war eines Morgens wieder im Office. „Es freut mich, daß Sie sich wieder so weit gekräftigt fühlen; nun bereiten Sie sich auf die Heimreise vor; der Arzt hat mit aller Bestimmtheit erklärt, daß er nach diesem letzten Anfalle Ihnen keine 14 Tage mehr in Calcutta garantire. Zur Heimreise steht Ihnen der Passagierpreis per Segelschiff zur Verfügung. Ich reise Morgen ab, wir werden uns also zunächst wohl in Cöln wiedersehen." Das war der Bescheid, der mir beim Empfang von Herrn v. E. gegeben wurde und zugleich ein Donnerschlag für mich. Wenn ja auch die Sehnsucht, das traute Vaterhaus, all die mir so herzlich Lieben wieder zu sehen, immer lebendig in mir gewesen, daß meine Argonautenfahrt so enden sollte, hatte ich doch nicht erwartet. Mein Sinn strebte darnach, noch nach China oder nach Australien zu gehen und meine Tour um die Welt zu beenden. Ich fuhr zum Arzte. „Ich rathe Ihnen, sobald als möglich, lieber heute als morgen, ehe Ihre Kräfte wieder schwinden" — da blieb mir keine Wahl. Nun fuhr ich zu S . . . ., der immer leidend gewesen war, erzählte ihm mein Schicksal und schlug ihm vor, mit nach Europa zurück zu reisen, ehe ihm ein ähnliches Schicksal blühe. Zu meiner Freude und zu meinem Glück sagte er in einigen Tagen zu. Jetzt ging's an Versilbern der Möbel, der beiden Pferde, des Buggys und der Geschirre, wenn auch mit dem üblichen Rabatt gelang es mir dieselben bald unterzubringen. Zum Reisen mit einem Segelschiff um's Kap hatten aber weder S . . . . noch ich mehr Lust. Wenn auch die Passage nur halb so viel gekostet hätte, so war doch eine bei günstigster Fahrt mindestens dreimonat=

liche Seereise in unserer jetzigen Verfassung nicht mehr nach unserem Geschmack. Wir besahen uns die Dampfer-Fahrgelegenheiten mit der französischen und englischen Post und wählten, da uns die Cabine zusagte, zweite Klasse an Bord des Peninsular and Oriental Schiffes Nemesis. Nun mußte ich noch meine Arbeiten abgeben und Herrn O...y und C...n einweihen. — Die Vorsteher der verschiedenen Branchen der einheimischen Commis, als den Banian, den Cashkeeper, Landing Sircar, Godown Sircar, einige einheimische Makler und unseren guten alten Haupt-Durwan, einen meiner Syce und meinen Kidmilgar ließ ich photographiren, was sie nach längerem Sträuben — gegen ihr Gebot — mir zu Liebe thaten.

Der Zufall wollte, daß die „Nemesis" auf den vierten des Monats abfuhr. Ende des letzten Tages des vorhergehenden Monats lohnte mich Herr O. aus, d. h. er gab mir mein Gehalt bis zum Schluß des Monats, das zugedachte Reisegeld und ein Zeugniß. Das warf einen Schatten auf mein Gemüth, aus dem Geschäft, wo ich meine ganze Kraft eingesetzt, mehr als 2 Jahre mit Lust und Liebe gearbeitet, vielleicht baldigen Tod oder langes Siechthum mir geholt, wie ein Lohndiener scheiden zu müssen, das that mir weh. Ich nahm das Geld und Zeugniß, sagte im Geschäft: fare well! und benutzte nicht einmal zum Nachhauseweg den Geschäftswagen mehr. Ich brachte es nicht über mich, Herrn O. noch in seiner Wohnung Adieu zu sagen und mich von seiner Frau zu verabschieden; ich habe mich die vier Tage im Geschäft nicht wieder blicken lassen. Als ich später Herrn v. E. in K. traf, hielt er mir — da er mittlerweile Briefe von O. empfangen — als Unrecht vor, so aus dem Geschäfte gelaufen zu sein, das habe Unannehmlichkeiten abgesetzt. Er hatte natürlich keine Ahnung, in welcher Weise mein Gemüth verletzt worden, so etwas wäre dem feinfühlenden Manne nicht möglich gewesen.

## Fünfzehntes Kapitel.

**Abschied von Calcutta. Besuch bei T. in Madras. Nochmals der Missionar. Nochmals v. B. Ceylon. Schiffbruch vor dem Hafen Point de Galle. Kairo. Corfu. Zu Hause.**

Der Abschiedstag war da. Die Abfahrt sollte früh 6 Uhr vor sich gehen. Ich bin ein ziemlich widerhaariger Bursche, schließe mich nicht leicht an und kann daher auch auf keine große Freundschaft Anspruch machen, dennoch that es mir in der Seele gut, wie fast alle Diejenigen, welche öfters mit mir zusammen gekommen waren, sich in aller Frühe einfanden, um mir noch einmal die Hand zu drücken und

fare well! zu bieten. Ich wußte nicht, wo all die Zuneigung herkam. Es war der letzte Eindruck daher ein recht freundlicher und, trotzdem ich heimwärts reiste, ein wehmüthiger.

Die Reise nach Madras ging ziemlich gut von Statten, ich war verhältnißmäßig wohl und konnte den Tag über auf Deck sein. Wir hatten eine im Vordertheile des Schiffes befindliche Kabine mit 4 Betten, je zwei übereinander; S.... und ich hatten uns die obersten wählen können, da wir zuerst Passage genommen. Die Betten waren an der Außenwand des Schiffes, an meinem Kopfende ein Fenster, das ich öffnen konnte, um frische Luft zu schöpfen, wenn es mir beengt war. Madras hat keinen Hafen sondern nur eine ganz offene Rhede mit sehr hoher Brandung, welche namentlich tiefgehende Postdampfer zwingt, weit draußen zu bleiben. Wir hatten Ostwind und lagen deßhalb vom Ufer so weit ab, daß man nichts erkennen konnte. Die Landung war daher sehr schwierig und auch kostspielig, dennoch beschlossen wir an Land zu gehen, da ich mich sehnte, nochmals meinen Freund T...e zu begrüßen und mich von seinem Wohlbefinden zu überzeugen. Mitten unter all den Passagieren stehend, die die Treppe hinunter in's Landungsbot steigen wollten, fällt mir auf einmal von hinten Jemand um den Hals, schmatzt mich ab: Grüß Gott W.! welche Freude, Sie wieder zu sehen! von B...., Sie hier? wo kommen Sie denn her? da flüsterte er, ich komme direkt oben aus dem Land, bin russischer Spion, fahre mit diesem Schiffe nach Ceylon, dann nach Australien im Auftrage der russischen Regierung; es geht mir ausgezeichnet. Damit griff er in die Tasche und holte unter all den erstaunt um sich blickenden Passagieren eine Handvoll Goldstücke heraus. Ich wußte nun, was die Glocke bei ihm geschlagen, der arme Mensch hatte wieder das Delirium. Das Boot wollte abfahren, ich sagte ihm, ich müsse an Land und machte mich schleunigst los. S... war schon im Boot, nach einer langen unangenehmen Fahrt durch die sehr hohe Brandung kamen wir endlich an Land und fuhren mit einem Wagen zu T..., der uns hocherfreut aufnahm. T.... war schon durch ein Telegramm von O.... von meiner Ankunft unterrichtet; dasselbe lautete folgendermaßen: „Missionar kaufte 20 Kisten Champagner beruft sich auf Sie, ist er gut dafür? Not for a farthing war meine Drahtantwort. Das war jedenfalls der Missionar von der Lootsenbrigg, der Danziger Schuster, welcher meinen Namen in der Passagierliste der „Nemesis" gelesen, bis zu meiner Abreise gewartet hatte und nun auf meine angebliche Empfehlung fußend, die Firma beschwindeln

wollte und so ein Mensch wird ausgesandt, Heidenkindlein Jesu zuzuführen. Wir blieben bei T.... zu Nacht, seine Liebenswürdigkeit war unerschöpflich, es ging ihm gut, weßhalb wir uns auch wohl fühlten und seine Gastfreundschaft ungenirt annahmen. Er zeigte uns die Sehenswürdigkeiten von Madras und fuhr mit uns in den Bazar, wo ich noch ein Mousselinkleid für Georgine kaufen wollte. Am Abend mußten wir wieder an Bord, da die „Nemesis" die Nacht abdampfen wollte. Wir schieden herzlich von einander, ich in dem frohen Bewußtsein zu dem Glück der guten Leute mein Scherflein beigetragen zu haben.

Ich wagte an Bord des Dampfers nicht nach dem Verbleib von B. zu fragen, ich dachte, wenn er mitfährt, wird er dir noch früh genug lästig. Da ich auch in Madras eine schlechte Nacht gehabt hatte, so hielt ich mich hauptsächlich in meiner Kajüte auf. Den dritten Tag nach der Abfahrt von Madras bekamen wir morgens früh Ceylon zu Gesicht und fuhren den ganzen Tag an der Ostküste entlang. Der Anblick war ein ganz pompöser, nach $2^3/_4$ Jahren sahen wir die ersten Berge wieder und noch dazu schneebedeckte, am Fuße die üppigste Vegetation, darin versteckt die malerischen Pagoden der Eingebornen und ihre Hütten; ich konnte gar nicht satt werden zu sehen. Der Abend war ganz herrlich, bei leichter Brise, sternenklarer köstlicher Tropenhimmel, über dieser Zauberküste. Wir kreuzten mit halber Fahrt vor dem Eingang des Hafens, da die Fluth ungünstig war, und wir nur bei hohem Wasserstande einlaufen konnten. Ich ging um 11 Uhr zu Bett, da ich mich unwohl fühlte, S...r wie überhaupt die meisten Passagiere blieben auf Deck. Ich lag noch nicht lange und war im Halbschlaf, als ich glaubte die Ankerkette fallen zu hören, da noch einmal dasselbe Geräusch kurz darauf, dadurch kam ich zur Besinnung — wir werden wohl dennoch in den Hafen eingelaufen sein und der eine Anker hält nicht. Doch das Geräusch, verbunden mit dem Stoßen wiederholte sich und gleichzeitig höre ich ein Rauschen, wie ich es so oft auf der „Alwine" gehört hatte, wenn in einem Sturme die Wellen über das Deck gingen. Es beunruhigte mich das nicht weiter und ich blieb liegen, wie lang weiß ich nicht, da wird die Thür aufgerissen: Winckel! Winckel! stehen sie auf, wir sind auf den Felsen gelaufen, das Schiff geht unter und wir sind alle verloren! Nun erst wurde mir der Kopf klar; erst dachte ich bleibe lieber liegen, hier geht das Sterben so rasch wie oben auch. Als aber noch kein Wasser in die Kajüte kam, und das

Stoßen nicht nachließ, beschloß ich doch aufzustehen; beim Anziehen fiel mir ein, ich wollte doch lieber zwei Anzüge übereinander anziehen, wenn das Gepäck verloren ginge und ich gerettet würde, hätte ich doch wenigstens diese gerettet; ebenso nahm ich mein Geldtäschchen aus dem Koffer, damit ich im Fall der Rettung mir helfen konnte. Dann tappte ich mich nach der Cajütenthüre, um durch die vor derselben liegende große Speisecajüte nach der Treppe und auf Deck zu gelangen. In der Mitte der Cajüte stand ein langer Tisch auf dem Boden befestigt, damit er beim Schwanken des Schiffes nicht rutschte. Um nicht in Collision mit demselben zu kommen, mußte ich mich an der Wand vorbeitasten, denn sämmtliche Lichter waren erloschen. Ich tastete also bei dem steten Stoßen des Schiffes langsam voran, auf einmal falle ich der Länge nach über einen Gegenstand. Während ich noch dalag, kommt Jemand mit Licht die Treppe herunter, es war ein englischer Oberst, der mit seiner Familie zurückreiste. Er war noch auf Deck gewesen, als das Unglück passirte, hatte sich nach dem ersten Schrecken eine Kerze zu verschaffen gewußt und kam nun nach den Seinen zu sehen, die schon im Bette gelegen hatten; er war außer sich und jammerte zum Erbarmen. Seine Tochter war aus dem Bett gesprungen, hatte sich retten wollen, war aber in der Cajüte gestürzt und lag bewußtlos auf dem Boden, über diese war ich gefallen. Ich war selbst hilfsbedürftig und nicht in der Lage dem Obersten beistehen zu können, kroch daher weiter bis zur Treppe und dann dieselbe hinauf. Soweit als die helle tropische Nacht es ermöglichte zu sehen, bot sich mir ein furchtbares Schauspiel dar. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus ca. 400 muhamedanischen Coolies und Malayen, ebensoviel Passagiere mochten an Bord sein. Die Muhamedaner lagen auf den Knieen und schrien ihr Allah il Allah, die Europäer hielten sich an allen Ecken und Enden festgeklammert und jeder neue Stoß verursachte einen gellenden Todesschrei. Die Schraube rasselte in einem fort, das Schiff stieß immer auf, hob und senkte sich und die Brandung an dem Felsen schlug über ihm zusammen. Was mir mit der kleinen Hamburger Brigg mit nur sechzehn Menschen an Bord nicht passirt war, mit dem großen Postdampfer von 4—5000 Tons mit 800 Menschen an Bord mußte ich das Grausige eines Schiffbruchs erleben. Mein kranker Zustand machte mich wohl apathischer, gleichgültiger gegen das Geschick, schärfte aber darum auch meine Sinne, jede Einzelheit der schrecklichen Scene steht noch lebendig vor meiner Seele. Der Capitän und erste Steuermann hatten sich zu Bette ge-

legt, da sie bei Tagesanbruch die Hafeneinfahrt hatten überwachen wollen, der zweite Steuermann war beim Kreuzen mit halber Fahrt (8 Knoten) auf den in jeder Seekarte groß mit Namen bezeichneten Felsen aufgelaufen. Beim ersten Stoß hob sich das Schiff und fiel dann mit seiner ganzen Schwere auf den Felsen, wobei ihm von den fünf wasserdichten Compartements das zweite von vorne völlig eingestoßen war und das Schiff auf dem Riff feststeckte. Als der Capitän aus dem Schlafe geweckt nach dem ersten Schrecken wieder zu sich kam, ließ er die Maschine rückwärts gehen, es half aber nichts, der Felsen stack im Schiff, die Maschine mußte daher stille gestellt werden. Dann wurden Nothschüsse abgefeuert, Raketen losgelassen, die auch bald vom Land und vielen anderen Schiffen erwiedert wurden, es kam auch ein Boot auf Sprachrohrweite in unsere Nähe, in der Nacht war aber bei der furchtbaren Brandung an keine Rettung zu denken. Dann wurde versucht das Schiff zu erleichtern, die kostbare Ladung Indigo und Seide wurde über Bord geworfen, soweit wie nur möglich alles von vorne nach hinten geschafft, aber auch das half nichts, wir mußten unser Schicksal ruhig abwarten.

Ich hatte mich durch die Menschenmasse langsam bis zum Fockmast vorgearbeitet, um S...r zu suchen, es gelang mir aber nicht, ihn zu finden; da ich zu schwach war, mich bei dem steten Rollen des Schiffes festzuhalten, setzte ich mich beim Fockmast auf den Boden und schlang mir ein Seil um die Hüfte; ein Stoß ließ mich meinen Halt verlieren, der Knoten löste sich, ich rutschte und es schien als ob ich verloren sei, doch ich kam nur bis zur Reeling; mit Todesangst klammere ich mich daran fest und bleibe an Bord. Ich krieche dann wieder zurück an den Fockmast und ein englischer Soldat hilft mir mich nochmals daran festbinden, diesmal wird der Knoten sicher, kein Rollen kann ihn mehr lösen. Der Soldat war auch in schrecklicher Verzweiflung, er hatte den ganzen Sepoy-Aufstand, unzählige Gefechte mitgemacht, dem Tode in allen Gestalten, in Krankheiten und Schlachten in's Auge gesehen, es war ihm nach langer Dienstzeit Urlaub bewilligt worden, welchen er zum Besuche eines auf Ceylon stationirten Bruders benutzen wollte, und nun sollte er am Eingange des Hafens so schmählich ertrinken. Ich hatte inzwischen wieder Hoffnung gefaßt indem ich dachte, das Schiff scheint sich bis zum Tage halten zu können und dann mußten wir so in der Nähe des Landes ja unbedingt alle gerettet werden. Ich suchte ihm deßhalb Trost einzusprechen und es gelang mir ihn soweit zu beruhigen, daß er mir

Obiges in abgerissenen Sätzen erzählte. Kam indeß wieder ein mächtiges Rollen und eine große Spritzwelle ging über uns, dann wurde er wieder kleinmüthig und fing an zu lamentiren. Allgemach wurde es doch stiller an Bord. Man sah, daß der Kapitän seine Contenance wieder gefunden hatte, seine Leute in Botmäßigkeit bekam und Bergungsversuche machte. Und wenn das Sterben nicht sogleich in den ersten Augenblicken vor sich geht wird man ja überhaupt ruhiger und gefaßter. Gegen 4 Uhr wurden von verschiedenen Seiten die ersten Signale gegeben, daß Rettung nahe. Ein größeres Boot kam in die Nähe des Schiffes, von diesem stieß wieder ein kleines ab, welches an den Stern unseres Schiffes kam, einige Passagiere aufnahm, nach dem größeren Boot brachte und dann zurückkehrte. Zuerst die Damen und Kinder, dann die Kranken. Die Landung der 800 Menschen nahm einen ganzen Tag in Anspruch. Ich kam gegen Mittag nach Point de Galle, obgleich ich gleich zu Anfang durch die überkommenden Spritzer durch und durch naß geworden war und in der kühlen Morgenluft gewaltig gefroren hatte, fühlte ich mich verhältnißmäßig wohl. S...r sah ich noch ehe ich in das kleine Boot hinabgelassen wurde, und er kam bald nach mir in's Hotel. In Point de Galle war nun Holland in Noth, erstens war für die vielen Menschen weder genügend Raum, zweitens auch in Bezug auf Victualien-Mangel. Wir mußten den Damen die Betten überlassen und auf Strohmatten schlafen, und für schweres Geld mit der Kost vorlieb nehmen, die zu haben war. Natürlich lief auch alles zu dem Agenten der P. & O. Comp., um über das Schicksal des Gepäcks und die Weiterfahrt Näheres zu hören. Das Gepäck würde wahrscheinlich gerettet, über die Weiterreise wisse er selbst keinen Bescheid. Es wurde nach Calcutta und Bombay telegraphirt, was geschehen sollte; schließlich kam der Bescheid, der von Bombay nach Australien unterwegs befindliche, Point de Galle anlaufende Dampfer solle seine Fahrt unterbrechen und die Calcutta-Post und Passagiere für Europa nach Suez bringen. S...r und ich benutzten unseren längeren unfreiwilligen Aufenthalt in Point de Galle zur Besichtigung des Hafens, des Leuchtthurms, machten einige Ausflüge nach den Cinnamon Gardens (von wo ich Dir die Zimmt-Spazierstöcke mitbrachte) und am Strand entlang. Der Bombay-Dampfer kam, unser Gepäck war inzwischen auch geborgen worden, obgleich ganz durchnäßt; wir wünschten also unseren entsetzlich theuern und ebenso miserablen Aufenthalt so rasch wie möglich abzukürzen. Wir wandten

uns an den Agenten wegen der Weiterfahrt, bekamen aber von diesem den unangenehmen Bescheid, der Bombay-Dampfer sei bedeutend kleiner als die Nemesis, könne selbst nicht einmal alle Passagiere erster Klasse mitnehmen und habe absolut kein Bett für uns; wollten wir in der Speisekajüte auf den Dielen schlafen, so sei es ihm recht, andernfalls müßten wir auf unsere Kosten in Point de Galle den größeren telegraphisch von Calcutta bestellten Dampfer abwarten. Der Entschluß wurde uns nicht schwer. In Point de Galle mußten wir für theures Geld auf den Dielen liegen, wir glaubten es daher auf dem Schiff die 14 Tage bis Suez auch aushalten zu können, zumal es ja nach Hause ging. Wir wählten also die Mitfahrt und schifften uns ein. Von B. hatte ich seit Madras weder auf dem Schiff, noch bei dem Schiffbruch gesehen, und da nach den Listen kein Mann umgekommen war, mußte er also in Madras noch wieder an Land gegangen oder geschafft worden sein. Daß ich nach Jahr und Tag einen an Deine Adresse gerichteten Brief von ihm aus London bekam, ist Dir vielleicht noch erinnerlich.

Bei unserer Abfahrt sahen wir die „Nemesis" noch auf dem Felsen sitzen, doch soll sie später abgebracht und gerettet worden sein. Die Fahrt nach Aden ging rasch vor sich, doch begann damit meine Leidensgeschichte. Ich mußte gleich den ersten Tag den Schiffsarzt consultiren, derselbe verschrieb mir etwas und als Diät Portwein, Milch und Zwieback. Portwein und Milch wurden mir direkt, auch gegen Extra-Bezahlung abgeschlagen, da davon nicht genügend an Bord sei; vergebens berief ich mich auf die Verordnung des Arztes, vergebens legte derselbe ein gutes Wort beim Capitän für mich ein, es half nichts. Der Kapitän war im höchsten Grad aufgebracht, daß er nach Suez mußte, anstatt seine regelmäßige Fahrt nach Melbourne fortzusetzen, und sagte, er habe die Leute ja nicht nehmen wollen, wir seien gewarnt worden und hätten uns die Folgen selbst zuzuschreiben. Da lernte ich kennen, was Freundschaft bedeutet. S.... bettelte für mich bei dem Bedienten eines Lords. Portwein konnte er mir nicht verschaffen, aber Milch besorgte er mir täglich so viel, daß ich einige Zwieback damit verzehren konnte. Der Aufenthalt an Bord dieses Schiffes war für uns ganz schrecklich; wir konnten uns nicht eher auf die Dielen legen, bis die Kajüte geräumt war, morgens um 4 Uhr mußten wir wieder heraus, dann wurde gefegt, meine einzige Unterlage war meine alte Reisedecke, und die Hälfte der Nächte saß ich unter schrecklichen Schmerzen auf dem Abort. Tags über saß oder lag ich, in

meine Decke gewickelt, auf dem Vorderdeck so gut es eben ging; wir hatten starken Nordwind, der mir durch Haut und Knochen fuhr. Als wir nach Aden kamen, wollte ich eigentlich nicht an Land; S.... aber ließ nicht nach, Sie müssen mal wieder in einem Bett liegen und andere Nahrung erhalten. Das leuchtete mir denn auch ein, und so gingen wir dann an Land. Wir nahmen einen Wagen, um die etwas entfernt liegende Festung mit der sich daranschließenden Araberstadt zu besichtigen. Auch trafen wir es gut, indem gerade eine lange Kameel=Karawane — jedes Thier war mit dem Kopf an den Schwanz des vor ihm gehenden gebunden — sich den Felsen hinauf windend, nach dem Innern zog. Die offerirten theuren und meist unächten Raritäten konnten mich nicht reizen, dagegen wagte ich einige Silberlinge an die Araberbengels, die solche tauchend tief vom Meeresgrunde holten. Ich sorgte auch etwas für Leibesnahrung in Aden, damit ich auf dem Schiff keine Noth mehr zu leiden brauchte, obgleich ich sie mit Gold aufwiegen mußte. Es wurde mir nachher auf der 8tägigen kalten und stürmischen Fahrt durch das rothe Meer nicht besser; wenn ich nicht hätte auf Deck sein müssen, ich glaube ich wäre aus der Kajüte nicht heraufgegangen, um nach dem Berg Sinai zu sehen. Am neunten Tage Abends langten wir auf der Rhede von Suez an, das Wasser ist da sehr seicht, wir lagen weit vom Land, doch hatten wir leichte Landung. Wir konnten vom Bord des Schiffes auch noch die Arbeiten am Suez=Kanal sehen; dort hinzufahren, um dieselben näher zu besichtigen, fiel uns aber nicht ein. Da der uns nach Kairo bringende Zug erst anderen Morgens nach Landung sämmtlicher Post= und Gepäckstücke abgehen sollte, so benutzten wir den Abend noch zu einer Wanderung durch Suez und Besichtigung des Bazars, ohne aber für uns dabei viel Sehenswerthes oder Neues zu finden. Nach einer leidlichen Nacht ging's andern Morgens per Eisenbahn durch die Wüste nach Kairo, wo wir am Nachmittage anlangten. Da war ich aber inzwischen wieder so elend geworden, daß ich nicht mehr auf den Beinen stehen konnte, ich mußte sofort zu Bett und blieb auch den andern Tag liegen; S.... aber ließ nicht locker, durch unsern Schiffbruch bei Point de Galle und dadurch verspätete Ankunft in Suez war der österreichische Lloyd=Dampfer, mit dem wir hatten reisen wollen, schon von Alexandrien abgefahren und kam nun von Alexandrien ein Telegramm, es sei noch kein anderer wieder da; wir hatten daher einige Tage Zeit. Nun schleppte mich S.... überall mit, um mich nicht mir selbst zu

überlassen, fast keine Stunde blieb ich allein; doch war ich so herunter, daß mir von Kairo fast keine Eindrücke haften geblieben sind. Als die Nachricht von Alexandrien kam, der Lloyd-Dampfer sei da und wir abreisen sollten, bat ich S.... flehentlich, mich meinem Schicksal zu überlassen, ich käme doch nicht mehr nach Hause. — Der treue Freund gab nicht nach, er schleppte mich mit. — Von den Pyramiden und einzelnen Stationen, an denen wir vorbeikamen, habe ich noch einige Erinnerung. In Alexandrien hatten sich meine Lebensgeister wieder etwas erholt. Der Dampfer bekam volle Ladung, und wir mußten daher noch einige Tage warten, die wir zu Fahrten in dem Hafen, zu der Nadel der Cleopatra, der Festung und einigen Palästen benutzten. Was mir am Meisten in der Erinnerung geblieben, ist, daß ich in dem deutschen Hotel für das bischen Milch und Zwieback, was ich genießen konnte, volle Pension bezahlen mußte; so begrüßte der deutsche Wirth den heimkehrenden kranken Landsmann. Die Fahrt von Alexandrien an Candia vorbei nach Corfu und Triest war sehr rauh; ich lag beinahe die ganze Zeit zu Bett in Behandlung des Arztes und kam nur ab und zu in die Kajüte, auf dem Deck zu sein, war wegen der Witterung unmöglich. Die Zudringlichkeit der Kellner war mir äußerst lästig, auch fiel mir das Sprechen schwer, und doch sollte ich den mitreisenden Passagieren, unter denen zwei sehr nette Herren, Onkel und Neffe, aus Pommern waren, immer von unseren Fahrten erzählen. Wenn man so sterbensmüde ist, wie Einen dann die Neugier quält. Mährchen soll man erzählen, je schöner sie erfunden sind, desto eher werden sie geglaubt, die nackten Thatsachen der rauhen Wirklichkeit finden nur ungläubiges Lächeln. Wie manchmal mußte ich unterwegs das mitleidig sein sollende „der arme Mann" hören, in Stuttgart noch glaubte S....s Onkel G...r mir die in seinem Verlag erscheinenden „Palmblätter" für die wenigen mir anscheinend noch beschiedenen Tage mit auf den Weg geben zu müssen. Ich fühlte mich nicht arm, ich bedurfte das Mitleid nicht, mein Schifflein war noch nicht gestrandet, neue Geister schwellten in meinen Lebenssegeln: Ich war ja auf dem Heimwege und der ersehnte Hafen kam immer mehr in Sicht.

In Corfu war das Wetter so rauh, daß wir gar nicht an Land gingen und uns die Festungswerke nur von Deck aus besahen. An dem Tage unserer Ankunft war der Geburtstag der Königin von England (24. Mai 1863) und der Salut der schweren Geschütze ging über unsere Häupter hinweg. Die Fahrt nach Triest war auch bald über-

standen; als ich im Hôtel zufällig meine Kasse revidirte, fehlten mir 10 £; da wurde mir auch die Aufdringlichkeit der Kellner erklärlich, die Geier wollten einen Theil von der Beute mithaben. Ich war zu elend, um Schritte dagegen zu thun, konnte ja auch nichts beweisen und wollte mich deshalb in Triest auch nicht aufhalten lassen, wir reisten also ab.

Nun gings in kurzen Etappen, wie meine Kräfte es eben erlaubten, über den Semmering nach Wien, einige Tage später nach München, dann nach Stuttgart; da hatte mein treuer Ekkehard sein Heim erreicht, kaum hatte er die Seinen begrüßt, als er mich zu einem Arzte, dem Leibarzt des Königs brachte. Derselbe untersuchte mich, und als er mir etwas verschreiben wollte, sagte ich ihm, wenn ich nur noch bis nach Hause komme, Herr Doktor, dann ist mir geholfen. Dadurch aufmerksam gemacht, frug er nach meinem Namen, und als ich denselben nannte, frug er direkt, ist Ihr Vater der Kaiserschneider; wie gern ich ja sagte, kannst Du Dir lieber Vater denken; von einer Honorirung wollte er nichts wissen, und vielleicht erinnerst Du Dich noch, daß ich Dich bei meiner Rückkunft bat, ihm einige Zeilen des Dankes zu schreiben.

Nach einigen Tagen brachte mich S..... auch noch bis Frankfurt, wo wir Abschied von einander nahmen. Ich besuchte daselbst Frau S., die in einem Hôtel wohnte und sich gut erholt hatte. In Wiesbaden suchte ich die Verwandten auf; beim Wiedersehen des hohen geistlichen Würdenträgers meinte derselbe: „ich wäre an deiner Stelle noch nicht nach Hause gekommen."

In K. traf ich Herrn von E., der eine glückliche Reise gehabt hatte und sich schon viel wohler fühlte. Er frug mich: wie konnten Sie so aus dem Geschäft fortlaufen? und ich mußte ihm noch den mir unliebsamen Commentar geben.

Andern Tags ging's heimwärts; in welcher Verfassung ich ankam, wie lange Du an mir zu flicken hattest, brauche ich ja wohl nicht mehr zu erzählen. Ich war zu Hause, ruhte in den Armen, an dem Herzen des treuesten Vaters, nun war alles wieder gut — vergessen Leid und Ungemach. Hatte ich auch nichts mitgebracht von den Schätzen Golkondas, war mein Körper auch krank und siech, schütteltest Du auch bedenklich den Kopf über die Dosen Chinin, die ich nach den Dir vorgelegten Rezepten hatte schlucken müssen, das Herz war auf dem rechten Fleck, und der Geist trug sich bald mit neuen Plänen.

Wo ich schritt recht unbedacht
Hat stets ein Engel mich bewacht,
Doch wo ich mich recht zusammen genommen
Da bin ich meist zu Schaden gekommen.

Auf Veranlassung Deines Erstgeborenen ergänze ich durch Vorstehendes die Schilderung meiner ersten Reise-Erlebnisse. Ich bin auf der Nordsee-Insel Juist, zur selben Zeit als wir vor 29 Jahren im Sturm mit dichtgerefften Segeln hier kreuzten, in Gefahr zu stranden. Wie eine Fata Morgana ziehen bei Wind- und Wogenbraus, am einsamen Strand diese Erlebnisse lebendig an meiner Seele vorüber — die Wellen rauschen auf, die Wellen rauschen nieder, den Jüngling von damals, mit frischem, hoffnungsreichem Muth mit frohem, heitrem Sinn — bringt keine wieder.

## Schluß.

Mein geliebter Vater!

Das Tagebuch Ludwigs, welches Du in einem Briefe an mich vom 8. Februar 1861 ein Dir theures Andenken nanntest, ist nun durch den Druck auch ein solches für Deine sämmtlichen Nachkommen geworden. Die nähere Schilderung seiner Erlebnisse in Indien, Dir in dieser Ausführlichkeit noch nicht bekannt, hat Ludwig auf meine Bitten hinzugefügt. Sie führt Dich in eine Zeit Deines Lebens zurück, in welcher die Hälfte Deiner Kinder bereits fern vom Vaterhause weilend, doch überall noch Deiner treuen Fürsorge, Deiner thatkräftigen Unterstützung und Deiner unerschöpflichen Vaterliebe bedurfte. Mit wahrer Rührung lese ich jetzt Deine zahlreichen, lieben, langen Briefe, besonders aus jener Zeit, durch welche Du theils in ernster Ermahnung, theils in kräftiger Anregung und wohl auch in freudiger Anerkennung mit uns in innigster Verbindung bliebest.

Ludwigs Erzählungen seiner Leiden und Gefahren haben mich um so mehr ergriffen, als ich ja — was er freilich nirgends erwähnt hat — durch seine treue brüderliche Hülfe von Calcutta aus, nachdem auch ich von schwerer Krankheit durch Deine Sorge genesen war, in den Stand gesetzt wurde, meine akademische Laufbahn weiter zu verfolgen. So ist es also auch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn, die mich veranlaßte, seine Erlebnisse all unseren Lieben zugängig zu machen. Wenn aber aus all seinen Briefen und Erzählungen seine innige Liebe zu Dir hervorleuchtet, so wird Dir diese Gabe an Deinem 81. Geburtstage ein lieber Beweis sein, daß wir Alle Deiner Lehren stets eingedenk sind und bleiben und in Eintracht und Liebe das höchste in der Familie zu erstrebende Ziel erblicken. So hat uns denn auch heute Dein Geburtstag wieder in Deine Arme und an Dein Herz geführt, um Dir innigst zu danken für Alles, Alles was Du an uns gethan; um Dir unsere treueste Liebe zu versichern und uns Deinen Segen zu erbitten in der frohen Hoffnung, daß der Allgütige, welcher Dir bis zum Abend Deines thatenreichen Lebens eine so große körperliche und geistige Frische bewahrte, Dich uns noch lange erhalten werde, Deinen Kindern, Enkeln und Urenkeln jederzeit ein leuchtendes Vorbild!

Franz Winckel.



Kidmilgar.



Einheimischer Commis
für den Export.



Unser alter Haupt-Durwan,
Thürsteher.



Unser Banian,
ältester d. einheimischen Commis.



Maharadja
von Burdwan.



Malajin.



Reiche Armenerin mit
zwei Töchtern.



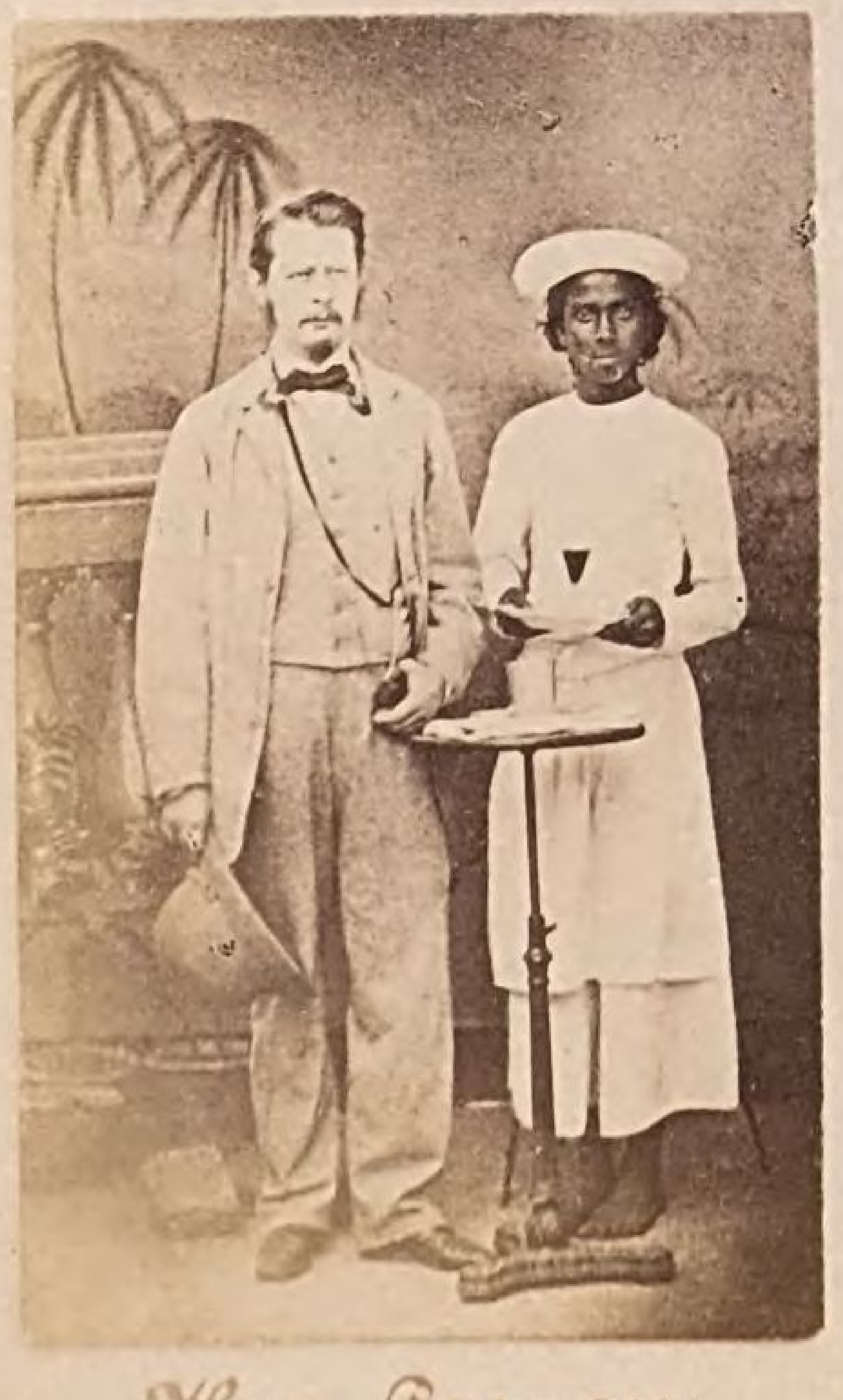
Indischer Kaufmann in
Europäisirter Kleidung.



Raja.



Dolmetscher des höchsten Gerichtshofes.



Herr Coenen.



Indische Tänzerinnen.



Einheimischer Makler
im Sonntagsstaat.



Unser Cash-Baboo,
Cassierer.



Einer meiner Syces,
Pferdeknecht.



Ein Wasserträger.